SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT
für Kunst
Literatur
Wissenschaft
und Volkstum
DRITTER JAHRGANG
HEFT IV 1961

MADONNA MIT KIND, Pfarrkirche Teindles in Südböhmen (um 1440)

Josef Moder

CHRISTNACHT

Wie liegt die Erde selig da,
als wär ein Wunder ihr geschehen,
so süß, wie keines noch geschah.

Ihr weicher Mantel dämpft das Gehen
und schimmert im erhöhten Glanz
der Sterne, die heut stiller stehen.

Sieh: Da erlischt der lichte Kranz.

Nur ein Stern leuchtet, hell und groß,
gleich einer strahlenden Monstranz.

Er löst sich von dem Himmel los.

Und sinkt, um sich ihr ganz zu schenken,
tief zu der dunklen Erde Schoß.

Heimat Europa

Das Bewußtsein von Europa als einer Einheit der Kultur und Lebensgestaltung, der Gesellschaftsformen und Herrschaftssysteme, der religiösen, denkerischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verwirklichungen ist so alt wie Europa selbst, soferne man unter ihm nicht einfach die Halbinsel Asiens, sondern eine bestimmte Art des Menschseins versteht. 1917, in den tragischen Stunden, da Österreich-Ungarn anfing, auseinanderzubrechen, hat der damals junge deutschböhmische Reichsratsabgeordnete Rudolf Lodgman von Auen in einer Denkschrift an Kaiser Karl das damalige Österreich als „ein Europa im Kleinen, nach dessen Einigung die kommenden Zeiten rufen" bezeichnet und von ihm als einem „Vorbild zur Einigung Europas" gesprochen, „zu welcher der Lauf der Geschichte, zumal nach der jetzigen, furchtbaren Erschütterung umso mehr drängt, je bedeutungsloser und ärmlicher sonst Europa gegenüber den ungeheuren Wirtschaftsgebieten Asiens und Amerikas dasteht." Der Kölner Philosoph Max Scheler hatte schon zwei Jahre vorher geschrieben: „Der Patriotismus Europas — er wird im Blute und Eisen dieses Krieges erst jetzt geboren! Ach, fühlt Ihr, empfindet Ihr, Ihr Freunde, diese herrlichste aller Liebesgeburten der Weltgeschichte seit undenklich langen Zeiten ... Eine Liebeseinheit ist Europa seinem kulturellen Wesen nach — mit Einschluß Englands ... Der Kern dieser Einheit ist eine bestimmte Geistesstruktur, zum Beispiel eine bestimmte Form des Ethos, eine bestimmte Art des Weltanschauens und der tätigen Art der Weltformung. Gerade dieser europäische Geist, den man immer „ableiten" möchte, sei es aus Rasse, Klima, Milieu, ist der unableitbare Kern im Begriff des Europäischen ... Vergessen wir nie, daß eine gewisse tiefste Wurzel dessen, was man Kosmopolitismus nennen darf, selbst ein Wesensmerkmal des deutschen, gerade als eines eigentümlich nationalen Geistes ist! Das erscheint paradox, daß jenes tiefe Verstehen, das mit dem Herzen und mit dem Geist Umfassen-können fremden Volkstums, fremder Geistesart, das unsere Geisteswissenschaften und unsere Geschichtswissenchaft so groß gemacht, daß analog im Sittlichen eine tiefgeheime Mitverantwortlichkeitsempfindung für das Geschick der ganzen Menschheit im deutschen Geiste gerade die Seinsform eines einmaligen ganz individuell „nationalen Geistes" angenommen haben."

Nach dem ersten Weltkrieg hat Paul Valéry in seiner in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts berühmt gewesenen Züricher Rede das Wesen Europas umschrieben: „Überall, wo die Namen Caesar, Trajan, Vergil, überall, wo die Namen Moses und Paulus, überall, wo die Namen Aristoteles, Plato, Euklid Bedeutung und entscheidendes Ansehen haben, dort ist Europa. Jede Rasse und jedes Land, das nach einander romanisiert und christianisiert und der geistigen Strenge der Griechen unterworfen wurde, ist europäisch."

Während des Jahrtausends von der Reichsgründung Karls des Großen bis zum Ende des ancien regime ist Europa vom Christentum, zu dem später Humanismus und Aufklärung hinzutraten, geprägt. Die Art zu leben, zu denken und zu handeln ist an den Höfen, in den Schlössern und Klöstern, an den Universitäten und in den Patrizierhäusern, in Bauernhöfen und in den Werkstätten der Handwerker, wenn schon nicht gleich, so doch ungemein ähnlich. Erst als das alte Abendland zerbrach und an seine Stelle die Nationen traten, vertieften sich Unterschiede und Gegensätze zu jener Vielfalt, die zwar eine Quelle des kulturellen Reichtums Europas darstellt, aber auch die Gefahr des Auseinander und Gegeneinander in sich trägt; der wir längst zum Opfer gefallen wären, gäbe es nicht jenes geheimnisvolle Band, das uns immer wieder das Gemeinsame ins Bewußtsein ruft, eben die Heimat Europa, der wir uns alle zugehörig und verpflichtet wissen.

In Übersee finden Europäer, mögen ihre Völker daheim in häufig recht provinzlerisch anmutenden Scheuklappen miteinander noch so sehr im Streit liegen, alsogleich zusammen, um in selbstverständlicher Hilfsbereitschaft gemeinsam der Fremde gegenüber zu treten. Fällt es schon unseren amerikanischen Freunden nicht immer leicht, zwischen uns Europäern zu unterscheiden oder gar sich in unsere kleinlichen Eifersüchteleien hineinzudenken, für Asiaten und Afrikaner, die von der Geschichte berufen sind, Schicksal und Weg der Menschheit entscheidend mitzubestimmen, sind wir einfach Europäer. Und sie haben damit durchaus recht. Wir alle sind Europäer oder im Begriff, es zu werden. Es ist das nicht zuletzt eine Frage der Generationen. Wenn die deutsch-französische Verständigung befriedigende Fortschritte erzielen konnte, so nicht nur, weil die führenden Männer in beiden Nationen und deren Nachbarschaft erkannt haben, daß die Gegenwart das Hineinwachsen der Völker in die größere europäische Gemeinschaft gebietrisch fordert. In Krieg und Besetzung haben die Soldaten das Nachbarvolk, die Völker die Jugend des „Erbfeinds" von einst kennen gelernt. In solcher Begegnung breitester Schichten sind manche alten Vorurteile zusammengebrochen.

Verständigung setzt Verstehen und dieses wiederum wechselseitiges Kennenlernen voraus. Nicht das Gleiche oder Gleichartige, sondern das Andere und Andersartige gilt es zu begreifen; nicht unsere Lebens- und Denkart sollen wir beim Andern suchen, sondern uns in die Lebens- und Denkart des Andern hineinfinden. Das Mittelalter hat den Begriff der Complexio oppositorum, der Umfassung der Gegensätze, geprägt. Europa offenbart sich uns am deutlichsten in der Spannung zwischen Andersartigem, ja Gegensätzlichem. Ebenso, wie Mann und Frau von einander in vielerlei verschieden, einander suchen und zu einer höheren Einheit zusammenfinden, ohne deshalb zu Zwittern zu werden, ist die europäische Völkergemeinschaft eine Gemeinschaft Andersartiger und Europa eine Einheit, die aus den fruchtbaren Spannungen seiner Vielheit und Vielfältigkeit emporwächst.

Im Sinne der Complexio oppositorum sind wir voll und ganz Europäer, wenn wir festen Stand im eigenen Wesen beziehen, das Andere, auch Gegensätzliche an europäischen Brudervölkern aber als uns ergänzend hinnehmen. Erst, wenn der Deutsche den Franzosen, der Engländer den Spanier, der Skandinavier den Italiener, der Belgier den Griechen, der Portugiese den Tschechen sozusagen von innen her

zu verstehen vermag, im Andern und Andersartigen also heimisch wird, ohne auch nur im Entferntesten sein Eigenstes aufzugeben oder auch nur einzuschränken, ist er zum echten Europäer geworden.

Welche Folgerungen auch immer die Nationen und Staaten in Zukunft daraus ziehen werden, zunächst geht es darum, daß wir alle, und zwar jeder Einzelne von uns, die Heimat Europa entdecken. Das setzt den Glauben voraus, daß es sie tatsächlich gibt und sie, um geschichtlich wirksam zu werden, nur erkannt zu werden braucht; daß das ursprünglich Gemeinsame lediglich überwuchert und verdeckt ist von Provinzialismen; daß es dem freien Willensentschluß jedes Einzelnen und jedes Volkes unterliegt, ob das Trennende und Gegensätzliche in der Complexio oppositorum einbezogen wird in das Gemeinsame. Verwirklichte Heimat Europa sehen wir als Wunschbild: auf festen Säulen starker, in sich ruhender Nationen wölbt sich Europa als Kuppel einer Lebens- und Schicksalgemeinschaft, die alle Völker Europas, die großen wie die kleinen, mit allen Eigenheiten und Besonderheiten in ihren Schutz nimmt.

Schon seit langem fühlt sich vielleicht der Österreicher als Sohn der großen Heimat Europa deshalb am nächsten, weil er in den Jahrhunderten seines Zusammenlebens mit anderen Völkern hat erfahren, daß überall Gutes und Böses, Edles und Gemeines zu finden sind; daß jedes Volk einzigartige Werte besitzt und um seines So-seins willen unsere Liebe verdient; daß verständnisvolle Begegnung mit anderem Volkstum köstlichste Bereicherung bedeutet.

Ein Großer aus unserer Lebenszeit, Hugo von Hofmannsthal, hat 1925 im ersten Heft der „Europäischen Revue" Europa in seiner Größe und Verpflichtung beschworen: „Kein Zweifel, daß neben vielen hohen Zusammenfassungen auch der Begriff „Europa" fragwürdig geworden ist — und kein Zweifel, daß von seiner Wiederherstellung unser aller geistiges Weiterleben abhängt. Kein Zweifel ferner, daß er nicht gefunden werden kann durch den abstrahierenden Prozeß, oder indem man vom Nationalen etwas wegläßt, oder zu ihm etwas dazusetzt — noch durch die sentimentale Evokation. Daß er ein großer Begriff ist, zu dem die Seele sich erheben muß kraft ihrer besten Hilfsmittel: Erlebnis, Erfahrung, Vergeistigung. Daß er in den höchsten Äußerungen jeder Nation enthalten — und je deutlicher gewonnen wird, je reiner, ungetrübter innerhalb der Nation das eigene Höchste zum Ausdruck kommt; ja daß die größten Genien ohne ihn undenkbar sind. Sie sind universal; große Menschen haben die eigene Nation zum Schicksal, Europa zum Erlebnis."

*

Josef Mühlberger

Ein Gedenkblatt für Marie von Ebner-Eschenbach

I

Marie von Ebner-Eschenbach (1830—1916) wurde geboren, als Goethe noch lebte, und starb in der Mitte des ersten Weltkrieges. In der Hauslektüre ihrer Jugend war Klopstock noch lebendig, als sie starb, waren Werfels erste Gedichtbände bereits erschienen.

Geburts- und Todesjahr hat sie mit Kaiser Franz Josef I. gemeinsam. Auch sie repräsentiert die sterbende Größe und zerfallende Vielfalt der österreichisch-ungarischen Monarchie, aus dem Ende das Morgenrot eines neuen Menschentums verkündend.

1879 wurde die knapp Fünfzigjährige, nachdem sie sich drei Jahrzehnte vergeblich um die Bühne bemüht hatte, von Rodenberg als Erzählerin entdeckt; die 1880 in der „Deutschen Rundschau" erschienene Erzählung ‚Lotti die Uhrmacherin' begründete ihren Ruhm. In der „Deutschen Rundschau" trat sie in die Gesellschaft der Dichter, die der Prosa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Gepräge gaben: Paul Heyse, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Theodor Fontane, Theodor Storm. Mit jedem von ihnen teilt sie irgendeinen Wesenszug, mit Gottfried Keller die freundliche Sachlichkeit und den Humor, mit Heyse die gepflegte Form, mit Theodor Fontane das zärtliche Mitfühlen, mit Storm die zarte Tönung und dramatische Führung der Handlung . . ., doch sie, die Frau, ist die modernste, die zeitgemäßeste Erscheinung in diesem Kreise: die adelige Dame schreibt Armeleut-Geschichten, unbürgerlich ist ihr Wesen in diesem bürgerlichen Jahrhundert. Sie gelangt über die bunte und liebevolle Schilderung der bürgerlichen Kleinwelt, die, wie auch den Adel, Abendröte umweht, über die Größe und Pracht historischer Erzählkunst mitten hinein in die mitleidlose Welt der sozialen Not, des Elends, der Armen, Bedrückten und Enterbten, in jene Welt, die die ihr wesensverwandte Käthe Kollwitz erschüttert und erschütternd mit den kargen Linien ihrer Zeichnungen und mit großem und starkem Herzen darzustellen wußte.

In der Wendung der Ebner vom Weltgeschichtlichen und Weltbewegenden in den großen historischen Erscheinungen ihrer Dramen hin zur Welt der kleinen Leute offenbart sich ein Zug der Zeit, aber die Ebner verband damit nicht die Absicht, sich den neuen Forderungen der Zeit anzupassen; die Fünfzigjährige erlebte den Durchbruch zu ihrem eigentlichen Wesen und Können. Vor seiner Entfaltung hat sie in ihrem Werke schon den eigentlichen Naturalismus vorweggenommen und überwunden. Selbst in den düstersten Elendsbildern gleitet sie nicht zu dem ab, was Goethe als Lazarettpoesie verwarf, aber sie liebt wie Goethe „die Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist". Mit der Kritik ihrer Zeit, vor allem der des eigenen Standes, des Adels, der sozialen Einrichtungen, der Gesellschaftsordnung, der moralischen Verlogenheit und literarischen Halbheit

steht sie mitten in der Umschichtung, die in ihren Jahren begann; aber ihre Kritik der Zeit und Gesellschaft fußt auf ihrer zeitlosen Weisheit und auf der Wertschätzung organischer Gestalt und ihrer Ehrfurcht vor ihr, nicht aber auf einem literarischen oder politischen Programm.

Ihre Prosawerke erarbeitet sie im Sinne des Zolaschen Experimentalromans, dabei bleibt sie doch „alte Schule"; was sie vom Naturalismus absondert, ist ihre auch in einer sich rasch wandelnden und andere Forderungen stellenden Zeit niemals aufgegebene Verbindung mit klassischen Formen und klassischem Wesen.

Sie ist ein Mensch von souveränem Geist und Adel, der sich seiner Zeit verpflichtet fühlt und ihr dient, indem er sie gestaltet und das Wandelbare in Zusammenhang mit dem dauernd Gültigen stellt. Dieser tiefen Verwurzelung verdankt ihr Werk seinen Wert, denn Schönheit und Ethos, in der Folgezeit auseinandergerissen, verabsolutiert und eines um des andern willen oft verleugnet, gelten ihr als Einheit, ja, Ethisches und Ästhetisches fallen ihr zu *einer* Schönheit zusammen.

Die aufklärerischen Forderungen des Naturalismus erfüllen sie: „Es gibt keine Religion, die höher ist als Wahrheit"; sie glaubt an die Lehrbarkeit und Lernbarkeit des Guten und an einen Fortschritt, so sehr, daß sich das erzieherische Moment in ihrem Werk zuweilen in den Vordergrund drängt. Ihre Absicht zielt auf den Mustermenschen ab, auch dies ein klassisches, nur schwer erreichbares Ideal, weil die Gefahr des Flachen und Leblosen zu nahe steht. In Albrecht Oversberg aber gelingt ihr das Schwierige, einen Mustermenschen rein, groß, interessant und liebenswürdig, also jenseits billiger Schablone, also lebendig darzustellen.

Ihre männlich starke Art hindert sie daran, das Ethische zum Moralischen zu verwässern und zu entwerten. Der Kern ihrer Menschlichkeit, das alle menschlichen Gebrechen Sühnende, ist ihre Güte. In ihrem Tagebuch charakterisiert sie Tegetthoff, er sei „mehr als ein großer Held, nämlich ein guter Mensch". So lauten einige ihrer leitmotivischen Sentenzen: „Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient nicht den Namen." „Die Liebe ist die einzige positive Größe, die durch Teilen verdoppelt." Und dieses starke, vielsagende und mutige Wort: „Man muß das Gute tun, damit es in der Welt sei." Gut sein bedeutet ihr schlechthin Glück. Sie, eine im Sinne Goethes weise Frau, gibt der Güte den Vorrang vor dem Geist: „Der Geist ist ein intermittierender, die Güte ein permanenter Quell." Die kluge Frau lehnt den kalten Verstand ab: „Es gibt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande; die ersten erhellen die Umgebung, die andern verdunkeln sie."

Ihre Güte ist mütterlich grenzenlos. Dennoch huldigt sie nicht dem Grundsatz, alles verstehen sei alles verzeihen. Sie ist eine strenge Richterin des Halben und Mittelmäßigen. Ihr Humor kann sie verlassen, wo es um die „schwammige, energielose Mittelmäßigkeit und die rührige Kanaille" geht, ihre Worte können da unversöhnlich und gallig bitter werden. Unerbittlich rechnet sie mit dem „Verderblichen", dem „Schädlichen" ab, wie in dem gewaltigen Gemälde eines Nachtstückes, dem dramatischen Zwiegespräch der ‚Totenwacht', in der Erzählung ‚Das Schädliche'. Der Grundzug ihres Wesens ist Tapferkeit, und nichts verehrt sie an einem menschlichen Herzen so sehr wie sie. Jedweder Form von Sich-gehen-lassen bringt sie heftige Ablehung entgegen. Sie stimmt Schopenhauers Ansicht zu, daß die Liebe das grausamste Mittel ist, das eine zürnende Gottheit erfunden hat, um die Geschöpfe heimzusuchen. Den Gipfel

menschlichen Vermögens und menschlichen Ethos sieht sie, wieder im klassischen Sinn, in Entsagung. Sie preist sie und huldigt ihr in dem Jahrhundert beginnender Entfesselung, das das Evangelium des Auslebens predigt und den Trieb heiligt.

Das Ethos, geschöpft aus der Klassik, vor allem aus Schiller, wendet sie — und das ist ihr Großes über ihre Zeit- und Weggenossen hinaus — auf eine sehr gewandelte, gelockerte und umdrohte Zeit an, aber auch auf den bis dahin nicht literaturfähig gewesenen vierten Stand. Sie nimmt gegen das Überlebte ihres eigenen adeligen Standes, gegen seine leere und damit ungültig gewordene Konvention Stellung und hebt gegen ihn den Adel des kleinen Mannes ins Licht. Ohne Parteidoktrin, unprogrammatisch, ohne revoltierenden Aufruhr und manifestlos, also organisch — wieviel Österreichertum darin wirksam ist, wird noch zu erwähnen sein — vollzieht sich die Umschichtung in ihr. Schon ihre letzten Dramen — ‚Das Geständnis', ‚Die Veilchen', ‚Madame Roland' — setzten in diesem Punkte an: eine Aristokratin bekennt ihren verborgen gebliebenen Fehltritt, um eine unsicher gewordene Freundin vor demselben Fehltritt zu bewahren; — die Verlogenheit der vornehmen Welt, deren Absicht und Mühe dahin gehen, sich um die Wahrheit herumzudrücken, wird ironisiert; — Madame Roland, die mächtige Frau der französischen Revolution, reinigt sich von trüber Liebesleidenschaft und von herzlosem Parteikampf zu Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung. In den Gesellschaftsdramen der Dichterin liegen noch ungehobene Schätze. Sie sind vergessen und verschollen. Wir kennen die Anklagen der Dichterin nur aus ihrer Prosa, etwa aus der bitteren Ironie von ‚Er laßt die Hand küssen' und ‚Komtesse Muschi', in dem Sinne einer Tagebuchnotiz zum 22. 1. 1867 über eine Gräfin X: „Mumie, dumme Mumie! Diese Rasse geht unter und gehe!"

Diese Ablehnung richtet sich nicht gegen den Adel als Stand, wie die Liebe zu den Armen, Bedrückten und Enterbten nicht schlechthin aus Liebe zu diesem Stande fließt. Sie ist keine Revolutionärin, die in Massen sieht und mit der Masse arbeitet, das ist ihr plump und fehl von allem Anfang an. Ihr geht es um den Einzelmenschen und dessen persönliche Verantwortung und Würde. Sie rüttelt an keiner Gesellschaftsordnung, sie wägt das Herz des Einzelnen nach seinem Goldgehalt. Und wo sie sich um die Gesellschaft als Ganzes oder Stand bemüht, dann ist sie unermüdlich im Aufzeigen der morschen Balken und im Hinweisen auf Einsturzgefahren. Pöbelherrschaft ist ihr ein Greuel: „1848, in dem ich voll Begeisterung das Anbrechen einer neuen herrlichen Zeit begrüßte — was ist aus diesen Träumen geworden? Basta!" (Adalbert Stifter hegte dieselben Erwartungen, erlebte dieselbe Enttäuschung.) Gewalt gegen Gewalt: darin sieht sie weder Befreiung noch Lösung noch Ausweg, sondern Verkettung immer neuer Schuld. Jegliche Form von Tyrannis und Despotie erfüllt sie mit Schrecken und Abscheu, mutig erhebt sie sich gegen die großen und kleinen Dorf- *und* Schloßtyrannen, den polnischen und magyarischen Gewaltmenschen, gegen das Übel, wo immer es sich zeigt. Sie kennt keine Vorurteile in rassischer oder völkischer oder in Hinsicht des Standes. Sie ist ein weiter und freier Mensch, den nur das mehr oder weniger Vortreffliche am Mitmenschen interessiert. Sie hält ein Wort fest, das während einer Choleraepidemie von ihrem Vater geprägt worden war: „Ja, der jüdische Arzt und der katholische Geistliche, allen Respekt! Beide waren Helden."

Genug oft sieht sie in der Gesellschaft, in ihrer Stumpfheit und Herzensträgheit, in ihrem Vorurteil das „Schädliche". Sie verteidigt den Einzelmenschen gegen die Unge-

rechtigkeit und Macht der Masse, der Gesellschaft, des Standesdünkels. Das Gemeindekind Pavel Holub hat sich gegen die blöde und brutale Bevölkerung seines Heimatdorfes zu behaupten und durchzusetzen, die in ihm nichts anderes, als den Sohn eines Raubmörders und einer Zuchthäuslerin sieht, aber auch gegen die starre Doktrin der Gräfin, die aus ihrer Instinktlosigkeit heraus selbst dort Unheil stiftet, wo sie Gutes zu tun beabsichtigt. Schließlich behält das geächtete Gemeindekind kraft seiner menschlichen Tapferkeit, durchzuhalten und weiterzustreben, gegen das Dorf und gegen die Gräfin recht, und die hellste Freude über diesen Triumph hat die Dichterin selbst.

Von vornherein gilt ihre Sympathie denen, die durch Armut, Not und Elend menschlich ins Unrecht gesetzt wurden, den Schwachen, Leidenden und Bedrückten, und unermüdlich ist sie darin, aufzuzeigen, wie die Großen oft klein vor den großen Kleinen sind.

Björnson hat einmal von Gerhart Hauptmann gesagt, der Himmel in seinen Dichtungen hänge sehr tief. Der Himmel in den Dichtungen der Ebner ist hoch, weit und hell. Keine ihrer Armeleut-Geschichten lebt aus der dem Naturalismus eigenen ausweglosen Dumpfheit. Auch das Sentiment der dem Naturalismus folgenden Epoche kennt sie nicht, das Weinerliche, Wehleidige und Rührselige, ja nicht einmal das Weiche. Aus diesem Grunde gilt ihre Zuneigung weit mehr Ibsen als Gerhart Hauptmann, dessen Werke sie fast durchwegs ablehnt. (Ausgenommen die Gestalt der Mutter Wulffen). Ihre Schilderung ist phrasenlos und nüchtern, oft hart in der Linienführung, aber nie herzlos und nie zu weich, Mitleid und Anklage in einem. Unbeirrt gibt sie die Topographie einer zerfallenden Zeit und der in ihr zerfallenden menschlichen und gesellschaftlichen Formen, aber sie macht hier nicht Halt. Sie findet darüber hinaus die ersten Vokabeln zur Sprache einer Zukunft, die noch immer auch unsere Zukunft ist. Die Sechzigjährige prägt in ihrem Brief an Paul Heyse vom 18. 11. 1889 dieses kühn vorausschauende, vertrauende Wort: „Ich glaube, daß wir alle, bewußt oder unbewußt, damit beschäftigt sind, das Alphabet zu einer neuen Sprache zusammenzutragen, welche dereinst von der Moral gesprochen werden wird. Da wird manches Frevel heißen, was jetzt ein edles Opfer heißt, und umgekehrt."

Nicht Güte im gebräuchlichen Sinne ist der Kontrapunkt ihres Schaffens, auch geht es ihr nicht nur um die Güte als Caritas, sondern um die der umfassenden Humanitas, Güte von gut als Qualität. Das ist das Alte und Dauernde, das sie in ihre Zeit herüberretten will. Ihr ganzes Wesen dürstet nach der Schönheit des freien, grad gewachsenen Menschen, den sie durch alle Verkümmerung und Entartung hindurch sucht, immer wieder sucht und daher auch findet. Ihr Ideal ist humanistisch im Sinne Goethes: im Bilde des Menschen jenseits aller Alltäglichkeit, allen Wechsels, aller Verzerrung die Schönheit als höchste Potenz menschlicher Möglichkeit aufzuzeigen, die schöne Seele und den gesunden Leib. Daß daran auch der in ihrer Zeit verachtete vierte Stand teilhabe, darum wurde ein Gutteil ihres Werkes geschaffen.

II

Ihr eigentliches Können liegt in der Novelle und in der Erzählung, auch in der kürzesten Form der heutigen short story — und hier vor allem —, nicht im Roman, der ihr nur einmal, im ‚Gemeindekind', gelang. Sie erweiterte die klassische Form der

Erzählung, der sie verpflichtet ist, in vielfacher Hinsicht. Von ihrem dramatischen Schaffen her rührt die Prägnanz des Ausdrucks, die antithetische Diktion, die Fähigkeit, die Fülle, ohne sie zu zerstören, zu vereinfachen, die scharfe Menschenschilderung, die straffe Führung des Gesprächs, die Anordnung und Bewegung von Gestalten und Gestaltengruppen. Sie verfügt über eine unübersehbare Menschenkenntnis, mit der sie in vergeudender Freigebigkeit schaltet und waltet. In ‚Oversberg' ist der Rahmen der eigentlichen Erzählung selber eine Erzählung, ja ein Drama mit deutlich abgehobenen, lebensvollen und handelnden Gestalten.

Diese Fülle der Gestalten ist Träger denkbar einfacher, dramatisch gradliniger Handlungen, die oft wie eine Formel, ein Muster anmuten, nach dem in der Erzählung das Exempel statuiert wird. ‚Späte Reife' charakterisiert die Dichterin selber so: „Zwei Liebende, die sich nicht verstehen; er ist zu leichtfertig, sie zu hart. Aber das Leben nimmt sie in seine Schule, er bekommt ein Gewissen und sie ein Herz." ‚Unsühnbar': „Der heroische Entschluß einer edlen und allgemein geehrten Frau, die, um der Wahrheit die Ehre zu geben, mit einigen Worten ihren makellosen Ruf vernichtet."

Dem Reichtum an Menschen und Geschicken entspricht der der Formen. Fast jede ihrer Arbeiten weist eine eigene Gestaltung auf: Rahmenerzählung, Erzählung in Briefen, ja in Postkarten, Zwiegespräche, Ich-Erzählungen, Memoiren.

Heyse kennzeichnet die Erzählung ‚Er laßt die Hand küssen': „Aus dem parlando heraus diese tiefe Erschütterung, die Tragik des Wehrlosen." Rodenbergs Charakteristiken können nicht übertroffen, dürfen daher wiederholt werden. Zu ‚Oversberg': „Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die Schlichtheit und Natürlichkeit des Vortrags oder die Kunst, die sich darin ich sollte eher sagen verbirgt als offenbart. Welches Behagen ist über diese Tafelrunde gebreitet, mit welchem Humor ist alles in Szene gesetzt, wie lebendig und individuell eine jede dieser Menschenfiguren angelegt und durchgeführt, und mit welcher Macht tritt aus dieser harmlosen Umgebung das erschütternde Bild heraus, von dessen tragischer Wirkung der Erzähler selbst nicht einmal eine Ahnung hat." Über die Form des ‚Gemeindekindes' schreibt Rodenberg: „Die Handlung ist . . . wundervoll aufgebaut, die Komposition durchsichtig, klar, die Zeichnung der Charaktere fest, der Stil edel, und über dem Ganzen liegt ein unbeschreiblicher Hauch von Hoheit und Milde."

Hoheit, Milde und Ruhe liegen über den Schilderungen aufwühlender Leidenschaften und über den oft kühnen, ja heiklen Situationen, Elendsbilder erzielen ihre Wirkung durch einen kunstvoll geordneten und geläuterten Realismus, der auf einen beruhigten, unauffälligen Gesamtton abgestimmt ist.

Dieser Ton, diese Geschlossenheit und Mühelosigkeit, zu erzählen, waren ihr nicht von Anbeginn geschenkt, sie sind die Frucht langer, oft verzweifelnder Mühe und Arbeit. Es galt erst, Grelles in der Farbengebung, Lautes in der Absicht, das noch die frühen Arbeiten (z. B. ‚Ein Spätgeborener') aufweisen, zu überwinden und auf diesen Ton abzustimmen, dessen Grundfarbe die dunklen Goldes ist, auch des Goldes des im deutschen Schrifttum so seltenen Humors.

Bei all diesen Vorzügen aber wurde — man vergleiche ihren flüssigen Stil etwa mit dem herben und gefügten ihres Landsmannes Adalbert Stifter! — in der Form nicht der Schritt über das hinaus getan, was sie selber als „alte Schule" gekennzeichnet hat.

Während ihres Aufenthaltes in Rom, knapp vor dem Ende ihres Lebens, empfand sie in ihrer Klugheit und Selbstkritik diese Beschränkung, fühlte bei der sich nicht abrunden wollenden Arbeit an dem Spätwerk ‚Agave' die ihr gesetzten Grenzen. Ihr fehlt der Zug der Verdichtung, oft scheint der Augenblick versäumt, da der Fluß der Worte zur Form erstarren muß, stilistische Fähigkeiten, welche die ihr innerlich sonst sehr verwandte Ricarda Huch ihr voraus hat. Ihre Art zu gestalten gleicht mehr der der Selma Lagerlöf, beide verfallen zuweilen in den behaglichen Ton einer lieben, herzensguten, lebenserfahrenen alten Tante. Aber auch diese alte Form ist nie ohne Tiefe des Ethos, Weltweite und Zeitnähe.

Vielleicht wird sich einer noch ferneren Zeit erweisen, daß das Beste der Ebner, ihr Schönstes und Tiefstes, nicht in ihren erzählenden Dichtungen beschlossen liegt, sondern in ihren Aphorismen, in den Parabeln und Märchen, in den kleinen Stücken des Altweibersommers, in der Schilderung ihrer Kinderjahre, in den unverwelklich schönen Erinnerungen an Grillparzer, in dem zeitlosen Tagebuch, in ihren Tagebüchern überhaupt. Hierin offenbart sich ihre Größe und Weisheit ungebrochen, hier ist sie Pythia und Delphica, Seherin und Deuterin, aber auch Träumerin und Trösterin.

III

Sie ist Österreicherin, ist es bis in die feinsten Verzweigungen ihrer Wesens- und Lebensart, bis in den Tonfall ihrer Sprache. Sie ist es umso mehr, als sie aus dem sich vorbereitenden Zusammenbruch dieses welthaften und lebensoffenen Staates heraus lebt.

Dieses Österreichertum wird ihr genug oft in einschränkendem Sinne ausgedeutet. Zu unrecht! Im selben Maß und Sinn müßte einem Fontane sein Märkertum ausgedeutet werden. Es ist der deutschen Literatur nach der Klassik und Romantik überhaupt nicht mehr gelungen, über diese Art der Beschränkung hinauszugelangen. Dem modernen deutschen Roman fehlt die tragende Grundlage des Volkhaften, daher fehlt ihm auch seine Weltgeltung. Er bleibt immer beschränkt auf einen engen Kreis. Die Gründe sind ebenso einleuchtend wie schwerwiegend. Vergleichen wir — ein Vergleich, den Oscar Walzel anregt — zwei gleichgeartete Werke wie Thomas Manns ‚Buddenbrooks' und Galsworthys ‚Forsyte-Saga'! Hier Lübeck, dort London, mit dem Unterschied, daß Lübeck Lübeck bleibt (höchstens Norddeutschland wird), und London England wird. Tolstojs und Dostojewskijs Werke sind die Grenzgebirge ihrer Nation, wie Balzac und Zola und Dickens auch im Lokalen stets die ganze Nation repräsentieren. Das gelang nach dem ‚Wilhelm Meister' oder den ‚Wahlverwandtschaften' keinem deutschen Dichter mehr, sie blieben im Grunde Heimatkünstler. Der Vorwurf, das Österreichertum der Ebner sei einer Wirksamkeit ins Große und Weite hinderlich, gilt nur bedingt.

Wir wollen uns auf die Vorzüge dieser Beschränkung, die sie mit allen deutschen Dichtern der nachklassischen Zeit teilt, besinnen.

Die fugenlose, gewissermaßen revolutionslose, evolutionistische Verzahnung von Klassik und Naturalismus — mancherlei Zwischenspiele einbegriffen — dankt sie wie das österreichische Schrifttum überhaupt eben jenem Österreichertum. Wie

Mozart und der von ihr verehrte und geliebte Grillparzer fußt sie in dessen schönsten Erscheinungen, dem mütterlichen und weltoffenen, zugleich heimatgebundenen Theresianismus und der geistig edlen Form der Aufklärung im Josefinismus, dem in beiden beschlossenen Drang zum Organischen und Gefühlsbetonten.

Der Naturalismus nahm in Österreich andere Formen an als der allgemein deutsche, weil es in Österreich kaum jenes starre Epigonentum gab, das den Naturalismus auslöste. Der österreichische Realismus, Anzengrubers zum Beispiel, hatte ihn längst vorweggenommen und in dieser Vorwegnahme seine krassesten Formen überwunden, auch darin, daß er erdgebunden blieb und den Gefahren der wurzellosen Großstädte nicht erlag.

Die Vielsprachigkeit auf engstem Raume, das doppelsprachige Mähren als engere Heimat der Dichterin, das polnische und jüdische Galizien, Ungarn, das in vielen Sprachen und Kulturen vieler Landstriche schillernde Wien boten die beste Grundlage zur Auslösung und Bewährung humanistischer Gesinnung. Hierzu tritt noch das enge Nebeneinander von Adel und Volk, das dem Adel anderer Landstriche nicht in diesem Maße eigen ist. Das slawische Element gab nicht nur die deutlichste Färbung, sondern war auch das Wachstumsland vieler ihrer Dichtungen. Nur aus diesem Boden konnte eine Gestalt wie Božena erstehen, die slawisch ergebene Dienstmagd, die mütterlich treue und selbstlose Hüterin dreier Generationen. (In Werfels Barbara und Teta ersteht sie aus demselben Lande und im selben Sinn wieder.) Auch wenn die Ebner selbst nicht adelig gewesen wäre, hätte sie den Adel nicht nur in seinen üblen Auswüchsen kritisiert und ironisiert, sie hätte auch als Bürgerin etwa sein tragendes und erhaltendes Element anerkannt und gewürdigt, hätte sein leises Verlöschen mit solcher Liebe und solch innigem Humor geschildert, wie sie es in den ‚Freiherrn von Gemperlein' tut, jener Prosakomödie zartester Tönung und wundermilden Humors; dieser Ton, diese Färbung kehren in Hofmannsthals Komödie ‚Der Schwierige' wieder; dieser Humor steigert sich in dem mährischen Landsmann der Ebner, in Robert Musil, zur fruchtbaren Skepsis, zu mozartscher Leichtigkeit und mozartschem Glanz.

Es ist nicht ohne innere Bedeutung, daß die Vorfahren Hugo von Hofmannsthals aus Mähren nach Wien kamen. Die geistige Struktur Mährens hat innerhalb des sudetendeutschen Geisteslebens seine unverkennbare Eigenart, schon dadurch, daß es Wien unmittelbar verbunden ist und sich gegen den Südostraum öffnet, während die deutschböhmischen und schlesischen Landschaften weit mehr eingekesselt erscheinen. Wenn Rodin einmal von der mährischen Landschaft sagte, in ihr sei die Antike wiedergeboren, so ist damit die starke, erdhafte Kraft der fruchtbaren Felderweiten gemeint, wie sie J. J. David (1859—1906) in seinen Romanen aus der Hanna beschworen hat, aber auch der Zug zu einer welthaften Aufgeschlossenheit, die sich bei dem in Olmütz (1889) geborenen Franz Spunda findet und in Rudolf Kassner (geboren 1873 in Pawlowitz) einen Höhepunkt an Welt- und Menschendeutung erreicht. Die Form der mährischen Lyriker (Richard von Schaukal und Leo Greiner, 1874 und 1876 in Brünn geboren) bewegt sich in den großen und klaren Linien und Inhalten einer ausgereiften Überlieferung. Brünn mit seiner südländisch heiteren und österreichisch verbindlichen Atmosphäre, Prag mit seiner nie geheueren Untergründigkeit und Dämonie versinnbildlichen die Verschiedenheit des mährischen und böhmischen Raumes. Das Menschliche überbrückte in einem lebendigen Wesen vielfach den nationalen Gegen-

satz oder nahm ihm doch die Schärfe; dieser nationale Gegensatz wurde ein wesentliches Thema der deutschböhmischen Dichtung. Während das auch in nationalen Dingen versöhnliche Element den Dichtungen der Ebner-Eschenbach einen Grundton verlieh, fand in Böhmen der nationale Kampf seine frühe Gestaltung in dem bislang kaum übertroffenen Grenzlandroman Fritz Mauthners „Der letzte Deutsche von Blatna" (1887). Zu dem Menschlichen und den Kräften eines fruchtbaren, vielfach ebenen Bauernlandes tritt bei der Ebner-Eschenbach das Fraulich-Mütterliche, das dem Mährischen an sich weit mehr eigen ist als den stark industrialisierten, vielfach gebirgigen und männlich betonten deutschböhmischen Landschaften. Nicht ohne Einfluß mag auch der Umstand geblieben sein, daß die Ebner-Eschenbach die Sprache ihres Umlandes, das Tschechische (zugleich mit dem Französischen), vor dem Deutschen erlernte und sprach.

Das slawische Element ist es auch, das sie innerlich und thematisch, gemeinsam mit ihrer adeligen Herkunft und Hinneigung zum sozial niedrigsten Stand, Tolstoj verwandt macht. Nicht ihre westlichere Heimat und Welt, sondern ihr beschwingtes Österreichertum, ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit, vor allem ihr gütiger Humor trennen sie von dem trotzigen, rast- und oft auch ratlosen Erschütterer der Gesellschaftsordnung.

Der andere Russe, der auf sie einen tiefen Eindruck gemacht hat, ist Turgenjew. Von Gorki spricht sie mit unverhohlener Abneigung, nicht zuletzt wegen dessen Abneigung gegen den von ihr geliebten Turgenjew.

Letzten Endes fußt ihr gesamtes erzählerisches Werk auf einer der schönsten und reichsten Erzählungen unseres Schrifttums, auf Grillparzers ‚Armen Spielmann'. Da ist der klassische Realismus, den sie an Keller und Meyer hochschätzte, hier aber ist auch das Neue, das sie selber nach einem treffenden Worte ihres Biographen Bettelheim zum Plutarch der Unberühmten machte. Das große Herz, das schmunzelnde Lächeln, ein gesunder Schuß Skepsis, der warme Ton ihrer Prosa, der Adel im Alltäglichen, ihre im großen Sinne gemeinte Leutseligkeit, die Ferne der nur geistigen und literatenhaften Einstellung, alles das und noch viel mehr an und in ihr ist österreichisches Erbe, das von ihr gewahrt, aber auch gemehrt wurde. Es wird von ihr über das lokal Gebundene hinausgehoben, wie ihre wache und rege Geistigkeit unermüdlich von draußen her annahm und mit Eigenem verwob oder gegen Eigenes abwog. Die Greisin fühlt sich dem jungen Nietzsche verwandt (manche ihrer Aphorismen greifen ihm vor), sie bejaht den kämpfenden Ibsen, begeistert sich für den Zola der Dreyfus-Affaire, bekennt sich rückhaltlos zu Tolstoj, dem sie 1910 einen Nachruf mit folgenden lapidaren Worten widmet: „Daß Tolstoj gelebt hat, ist ein Ehrentitel für die ganze Menschheit."

Dieses Wort gilt gleichermaßen für sie selbst, wie das eines anderen Nachrufs, den sie einer Verwandten in einer Tagebucheintragung unterm 17. 1. 1877 widmet:

„Sie war schön, klug, ernst, gut und gütig, wahr und wahrhaftig, großherzig und rechtschaffen wie ein alter Mann. Sie war liebreich und mitleidig wie die feinfühlendste Frau, gläubig und vertrauensvoll wie ein Kind. Sie hat uns ein heiliges Erbe hinterlassen: ihr Andenken. Wir wollen es wach erhalten und ihren Kindern sagen: strebt ihr nach."

When Marie von Ebner-Eschenbach (1830—1916)was born, Goethe was still alive, when she died in the midst of the First Great War, Werfel's poems had come out; the years of her birth and death are those of the Emperor Francis Josef I, and like him, she reflects the dying greatness of the Austro-Hungarian Monarchy. In 1879 she was discovered as a novelist by Rodenberg, and her novel "Lotti die Uhrmacherin", published in the "Deutsche Rundschau" in 1880, made her famous. In this periodical she shared company with Paul Heyse, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Th. Fontane, Th. Storm; but she, the woman, was the most modern of them, the lady of noble birth led her readers into the depth of misery, into the ruthless poverty of the disinherited like Käte Kollwitz, beyond her colourful and loving representation of the small bourgeois, beyond the great figures of her historical fiction.

This interest in the world of the poor was certainly a trend of that time, but in her it did not go back to a desire to live up to modern demands — that woman of fifty here simply came into her own. Before naturalism proper fully developed, she had overcome it, even in her darkest picture of human misery she does not give what Goethe calls "hospital poetry", she happened to love "that class of people who are called low, but before God are the the highest." Her criticism of the nobility, social institutions, the false morals of the times was based on her timeless wisdom and her respect for organic formation, not on a political or literary programme. Though following Zola's methods of experimental fiction, she still is "old school" in her unbroken connection with classical forms and concepts, she feels called upon to serve her time by relating what is changeable to what always holds good. Beauty and ethos, soon to be severed and conceived as separate absolute values, are for her united, ethical and aesthetic beauty are one. The rational side of naturalism is strong in her: "There is no religion that is higher than truth", she says, and she believes in progress and in teaching the good, and therefore aims at the model man — a classical ideal. And in Albrecht Oversberg she succeeds in representing him in a pure, interesting, lovable way.

The core of her humanity is her goodness. In her diary she says of Tegetthoff he was "more than a great hero, he was a good man", or, "one must do the good that it may be in the world", and she prefers goodness to intellect: "Intellect is an intermitting, goodness a permanent fountain", and refuses cold reason: "There are people with a shining, and people with a brilliant intellect; the ones light up their surroundings, the others darken them." Her goodness is, like a mother's, without limits. But she does not hold with the principle that to understand all is to forgive all, and is a severe judge of everything half and mediocre. Relentlessly she takes to task what is foul and corrupted, e. g. in that dramatic dialogue of her great, moving story "Das Schädliche". Her basic quality is valour, the summit of human effort for her is renunciation — another classical value. And she praises it in a century unchaining emotions, preaching unfettered enjoyment, sanctifying instincts. Thus her ethos, derived from classicism, above all from Schiller, is applied to a changed and loosened time, and it is applied also to the fourth estate. She rejects the deflated conventions of her own class and sets out the little man's nobility. Without a doctrine or a programme, organically and in a very Austrian way this revaluation has come to pass in her; already her last dramas originated in those social problems ("Das Geständnis", "Die Veilchen" and "Madame Roland"); they are forgotten today, but we know her bitter irony in "Er laßt die Hand küssen" or "Komtesse Muschi".

Such condemnation does not apply to nobility as a class, nor does she love the poor as a class: She is not a revolutionary thinking in masses. Her concern is the individual and his personal dignity. Mob-rule and tyranny are likewise detested, and 1848 brought her deep disappointment, like Adalbert Stifter, Courageously she rises against Polish or Magyar tyrants of village and castle and is far above any racial or national prejudice, gladly passing on her father's word of the two heroes of an epidemy of cholera, the Jewish doctor and the Catholic priest. Pavel Holub, a murderer' and a convict mother's child, is brought up by the parish and must hold his own against the brutal and silly people; but also the countess, with

her lack of instinct, does harm where she wants to do good; when the outlawed child in the end, through his valour, gets the better of village and countess, the writer seems to enjoy it most.

Björnson once said of Gerhart Hauptmann that the sky hangs low in his works. The sky of Ebner-Eschenbach is high, wide and bright. She does not know the gloominess of naturalism nor the sentimental soppiness of the following age. She likes Ibsen better than Hauptmann (but she loves Mother Wulffen), her art knows no emotional clap-trap, she is sober, but never heartless, when giving the topography of a decaying time. This, however, is not enough for her, she tries to find the first words of a future language,"... which will once tell of morals. Then many a thing will be called a sacrilege which now is called a noble sacrifice, and vice versa" (Letter to Paul Heyse, 18/11/89). Here is not goodness in the sense of charity alone, but goodness as derived from good as a quality, the goodness of humanity. This is the enduring tradition she tries to transplant into her time. She thirsts for the beauty of the free, wellgrown man and never ceases to seek it in all the warped degradation she encounters. This is a classical ideal in Goethe's sense, and the fourth estate is to share in it.

She is at her best in her short stories and tales, even in short short stories, and not in her novels, in which she succeeded only once really — in the "Gemeindekind". Her former attempts at the drama work out in the conciseness of her diction, in her capacity to simplify abundance without destroying it, in the sharp characterisation, display and movement of her figures. Her knowledge of human nature is immense. These clear-cut figures are bearers of simple, straightforward plots, which often almost resemble formulas. "Späte Reife" is summed up by herself in this way: "Two lovers who don't understand each other; he is too lighthearted, she too hard. But life puts them through the paces, he gets a conscience, she a heart." To this abundance of characters an abundance of forms corresponds: frame-and-link stories, stories told in letters, even postcards, in dialogues, in the first person, memoirs. Quotations from Heyse's and Rodenberg's reviews show the high esteem in which she was held.

Loftiness, gentleness and balance are even in her descriptions of wild passion and bold, even scabrous situations. This balance is the fruit of long and often despairing endeavours, and therefore it is not yet attained in her early works (e. g. "Ein Spätgeborener"). And yet in her form, she did not grow above what she called "the Old School", and in her wise self-criticism she was aware of her limits. She lacks in condensation and sometimes seems to miss the moment when the flow of words should set into form — in this respect Ricarda Huch is her superior. She reminds us a bit of Selma Lagerlöf; they sometimes fall into the broad and comfortable talk of the dear old thing; but even then she is never without depth and topical worldly wisdom. Perhaps her best things are her aphorisms, parables and fairy-tales, the recollections of her youth and of Grillparzer, and her diaries: Here she is Pythia and Delphica, revealing her wisdom and greatness.

She is Austrian to the very bones, and her Austrianism has been interpreted as a limitation of hers. Unjustly so! After classicism and romanticism German literature has never overcome that sort of limitation — the modern German novel lacks in national individuality, and therefore in international prestige: Lübeck in Thomas Mann's "Buddenbrooks" cannot stand for Germany as London stands for England in Galsworthy's "Forsyte Saga". Tolstoj, Dostojewski, Balzac, Zola, and Dickens represent their nations also in local settings; after Goethe's "Wahlverwandtschaften" and "Wilhelm Meister" no German novelist has broken through the limits of vernacular literature ("Heimatkunst"). But what are the advantages of such limitation?

The jointless dovetailing of classicism and naturalism is due to that Austrianism — literary revolutions being unnecessary. Like Grillparzer and Mozart, Ebner-Eschenbach is rooted in motherly Theresianism and that noble form of enlightenment called Josephinism with their common urge towards the organic and the emotional. Naturalism in Austria was different from that in Germany — the epigons had not been so petrified, and Austrian realism, with Anzengruber, had anticipated it.

Bilingual native Moravia, Polish and Jewish Galicia, Hungary, and Vienna with its many languages and cultural trends were the best place to put her humanism to the proof. The Slav element was the soil out of which many of her works grew. Such a figure as Božena, the devoted maid nursing three generations, forerunner of Werfel's Barbara and Teta, can be understood only against such a background. And if Ebner-Eschenbach had not been of noble descent herself, in Austria she could have criticised the excesses of nobility and at the same time acknowledged its preserving functions, could have described its quiet withering away the edge even from the national antagonisms culminating so bitterly in Bohemia at "Der Schwierige" — his ancestors had come from Moravia — and Musil, whose home was Moravia too, also reflect the cultural structure of Ebner's homeland, which is open to the South West and Vienna, and much less of a secluded basin than Bohemia or Silesia. J. J. David (1859—1906), Franz Spunda (born at Olmütz in 1889), Rudolf Kassner (born at Pawlowitz in 1873), the lyricists Richard von Schaukal and Leo Greiner (born at Brünn in 1874 and 1876 resp.) represent that serene, conciliatory, humane atmosphere which took away the edge even from the national antagonism culminating so bitterly in Bohemia at that time (see Fritz Mauthner's "Der letzte Deutsche von Blatna", 1887). Here her motherliness could unfold unhampered. She herself had learned to speak French and Czech before German. That Slav element will have drawn her to Tolstoj and Turgenjew. But the great model of her writing was one of the most beautiful stories of our literature, Grillparzer's "Armer Spielmann". Here was that classical realism which she appreciated also in Keller's and Meyer's stories, here was also that new nobility of the commonplace which made her "the Plutarch of the unknown" (Bettelheim), and the absence of a purely literary attitude — an Austrian inheritance. Besides, she was of an intellectual alertness that made her as an old woman take sides with young Nietzsche, made her a partisan of Ibsen, Zola and of Tolstoj of whom she wrote in the obituary she dedicated to him in 1910: "That Tolstoj could have lived is a title of honaur for all humankind", words which apply also to herself.

Mit der Sehnsucht nach dem Dauernden sind wir Vergänglichen geboren. Nach Dauer geht unser Hoffen und Streben. Der Ehrgeizige will sie einem Schall — seinem Namen, erringen, der Fromme für ewig seinem zur Seligkeit gesteigerten Glück, der Künstler in heißem Bemühen seinem Werke. Bleiben will der arme Waller, fortdauern in den Herzen Dauerloser wie er, fortdauern, wenn auch nur in dem Baum, den er gepflanzt, in dem Stückchen Boden, das er urbar gemacht hat. Nach Dauer in jeder Art und Gestalt strebt das milliardenfach widergespiegelte Bild der Vergänglichkeit — der Mensch.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Emil Merker

WINTERNACHT

Nun weinen nicht mehr nachts an schwarzen Scheiben
endlose Regen.
Auf den verödeten Gartenwegen
nicht mehr im Wind die dürren Blätter treiben.

Nun rieseln Flocken, lautlos, ohne Ende,
und mummen ein und decken zu,
begütigend wie sanfte Mutterhände,
zu weißer Winterruh.

Es ist so still ums Haus. Die späte Glut
verglomm im Herd.
Die lächelnd-letzte Weisheit nun erfährt
dein trunkenes Blut.

Nun lausche, lausch der hohen Mitternacht,
sie weiß gar viel.
Sie wandelt, was dich wirr und bang gemacht,
zu goldenem Spiel.

Von stillen Wänden haucht es geisterkühl,
es rinnt die Zeit.
Der Holzwurm tickt, es knackt im Hausgestühl,
aus Zeit wird Ewigkeit.

Vorm Fenster schleiert Nacht in weißen Flören,
es kreist um dich das All.
Du aber lauschst geschlossenen Augs, zu hören
des neuen Tages ersten Stundenfall.

RUDOLF II.

Eduard Frank

Ein Feuilletonist aus Mähren
Zum 50. Todestag Josef Viktor Widmanns

I

In dem Band „Literatur und Lüge" von Karl Kraus (1928, Neuausgabe München 1958) erzählt er mit genießender Ironie, wie er durch eine Postkarte dahintergekommen war, daß ihn Wiener Zeitungsleute bei Widmann anzuschwärzen versucht hatten. Einem Florettstich gleich sitzt der Schlußsatz: „Und nun soll sich der freiwillig melden, der's getan hat. Ich fixiere scharf den Kalbeck und auch den Bettelheim. Er soll sich melden — sonst bleibt mir die ganze Klasse hier." . . .

Am 11. Juli 1911 hatte Widmann diese Karte geschrieben, ein kranker Mann, „mit Anwandlungen körperlicher Schwäche fortwährend kämpfend", indes noch immer seiner täglichen Berufsarbeit nachgehend. Wenige Monate später, am 6. November, war er tot.

Genau fünfzig Jahre sind seither vergangen und die Frage mag berechtigt sein, ob dieser Feuilletonist aus Mähren, der am 20. Februar 1842 in Nennowitz geboren wurde, irgendwelche Spuren im Geistesleben hinterlassen hat, die auch heute noch sichtbar sind.

Schon in frühester Jugend kam er in die Schweiz, wohin seine Eltern ausgewandert waren. Früh zeigte sich seine Begabung, Geschichten zu schreiben. Dabei hatte er das Glück, am Basler Gymnasium Lehrer wie Burckhard und Wackernagel zu finden, die ihm hilfreiche Mentoren auf seinem Entwicklungsweg waren. Später studierte er evangelische Theologie, wurde Pfarrhelfer in Frauenfeld und schließlich Leiter der Berner Mädchenschule. Fast vierzig Jahre alt verließ er auch diesen Wirkungskreis, um die Leitung des Feuilletons einer bedeutsamen Schweizer Zeitung zu übernehmen. Vom Jahre 1880 an bis zu seinem Tod wirkte er beim Berner „Bund" an einer Stelle, die ihm Gelegenheit gab, weit über die Grenzen der Schweiz hinaus gelesen und gehört zu werden.

II

Als Widmann die Feuilletonredaktion beim „Bund" übernahm, hatte er alles allein zu machen: er war Theaterkritiker, Musikreferent, Kunst- und Buchkritiker. Hätte er sich nicht gern immer wieder „verwandelt", dann wäre ihm dieser Zwang zur Vielseitigkeit sicher zum Verhängnis geworden. So aber fuhr er, längst bevor es in Berlin praktiziert wurde, „mit 5 PS", mit fünf Pseudonymen (vielleicht waren es auch mehr) durch die Literaturlandschaft. Für jede seiner Spaltpersonen fand er eine adäquate Form: die eine schrieb „Briefe", die andere verfaßte „Gespräche", die dritte gestaltete

„Dialoge", die vierte schrieb „Rahmenerzählungen" und die fünfte „Humoresken". Einmal erschien er als „Dr. Slop", dann als „Exrektor Müslin", ein andermal als der Musikkritiker „Florestan" oder als Theaterkritiker „Dubius". Nur seine literarischen Kritiken trugen das berühmt gewordene Signum „JVW". Dadurch wurde er nie langweilig und blieb immer lebendig und beweglich.

Hinzu kam noch eine Besonderheit. Obwohl Widmann von allen Sparten die Literaturkritik am meisten liebte, war für ihn das Feuilleton dennoch in erster Linie ein Forum, auf dem sich die Ganzheit Mensch zu erfüllen hatte. Deshalb griff er Fragen der Ethik, der Politik, der Mode genau so auf wie rein künstlerisch-literarische Probleme. Es ist das Verdienst einer gründlichen Studie von U. Müller (Bern 1952), diese Dominante seines Wesens richtig erkannt zu haben: „daß Widmann das Leben im Zusammenhang und nicht aufgelöst in einzelne Teilgebiete sah." Hier unterscheidet ihn zweifellos etwas Wesentliches von den anderen großen Feuilletonisten, mögen sie nun Ludwig Speidel, Kürnberger und Polgar in Wien oder Alfred Kerr in Berlin geheißen haben. Höchstens eine Potenz wie Josef Hofmiller wäre ihm vergleichbar, obwohl auch dieser kraftvolle Einzelgänger in seiner Interessenfixierung letztlich dem Literarischen verhaftet blieb. Widmann griff weiter aus. Selbstverständlich hatte das seine Gefahren. Wenn man bedenkt, daß er im Jahr durchschnittlich allein dreihundert bis fünfhundert umfangreiche Buchrezensionen schrieb, dann wird man erkennen, welch starke geistige Substanz vorhanden sein mußte, um zu einem kritischen Präzeptor zu werden — und es für Jahrzehnte auch zu bleiben. Bloß journalistische Routine hätte bald zu einem Leerlauf geführt. Bei Widmann war das anders. Er gehörte zu den ersten, die auf Nietzsches Bücher hinwiesen; seine Kritiken entdeckten den Maler Ferdinand Hodler und rückten ihn mit einem Schlag an die ihm zukommende Stelle; seine Musikalität brachte ihn in persönliche Verbindung zu Brahms und Hermann Goetz.

Wie jeder große Kritiker hatte er natürlich auch seine Antipathien: er bekämpfte das Bildungsgetue um die Klassiker, — nicht aber die Klassiker selbst. Ebenso befehdete er den Naturalismus mit aller Vehemenz der „alten Generation" und mit einem Argument, das aus den tiefen Gründen seiner pädagogischen Natur kam: „Ich glaube, man sollte die Menschen nicht viel tiefer in all die Not und Kränklichkeit eintauchen, mit der sie ohnedies behaftet sind, man sollte sie auf der Bühne erheben und beglücken." Vom kathartischen Element der naturalistischen Tragödie hielt er nicht viel. Fremd und unheimlich blieben ihm auch Geister wie Dostojewski. Dagegen fand er einigen Zugang zu Zola; und Ibsen erschien ihm neben Björnson geradezu als „geistiger Riese". Hier kämpfte in ihm der Ethiker mit dem Ästhetiker. Von den deutschen Naturalisten beeindruckte ihn Gerhart Hauptmann, freilich am meisten dort, wo er wieder über den Naturalismus hinauswuchs.

III

Schon diese wenigen Schlaglichter zeigen, wo Widmanns Stärke lag und wo seine Grenzen zu suchen sind. Seine Stärke war das volkspädagogische Element. Eigentlich wollte er mit jeder Zeile, die er schrieb, den Menschen erziehen und in die Ganzheit

des Lebens wirken und aus ihr heraus sprechen. Die hochmütig über der Wirklichkeit schwebende Schicht der sogenannten Gebildeten war ihm ganz besonders zuwider. Für sie schrieb er nicht. Unmißverständlich lautete eine seiner Thesen: „Besser mit ganzer Seele aufrichtig am Biertisch sitzen, als mit halber Seele Bildungsbedürfnisse heuchelnd, im Vortragssaal." Es ging ihm in seinem gesamten kritischen Werk um existenzielle Wahrhaftigkeit. Daher erklärt sich seine Begeisterungsfähigkeit, die extreme Gegensätze zu versöhnen wußte. Diese Aufgeschlossenheit läßt es verstehen, daß er Wedekind und Spitteler ebenso ehrlich pries wie Zahn und Wildenbruch. Umgekehrt aber zeigte er selbst manche Schwächen, die er etwa dem Berliner Stil eines Alfred Kerr vorwarf: nämlich einer geliebten geistreichen Formulierung, eines pointierten Witzes wegen da oder dort im Sachlichen ungerecht zu werden. Vielleicht gehört in diese Gruppe auch jene kurze Rezension des Schauspiels „Das Dreieck" von O. Friedmann, die nur folgende Sätze umfaßte: „Man hebe mit spitzen Fingern das Ei aus dem Hauptwort des Titels, so erhält man im Rest das geflügelte Wort, das die richtige Schätzung des poetisch-literarischen Wertes dieses bühnengemäßen Lustspiels ausspricht."

Man muß auch diese Züge seines Wesens sehen, wenn man die Ganzheit Widmann einigermaßen umgreifen will. Dennoch: im großen Portrait seines literaturkritischen Profils sind das nur kleine, schrullige Linien. Denn zu sehr lebte er in der Achtung der künstlerischen Schöpfung, um leichthin „mit der Reitpeitsche kritisieren" zu können.

IV

Eigenartig ist es, daß trotz des jahrzehntelangen Lebens in der Schweiz die österreichische Geistigkeit bestimmend für Widmanns Wesen blieb. Allerdings erfolgte im Laufe der Zeit eine gewisse Amalgamierung mit dem neuen Umweltstil. Die Schwerblütigkeit, Unbeweglichkeit und Nüchternheit des Berner Milieus empfand er freilich zeitlebens als andersartig, obwohl er es absichtsvoll bejahte. In einem Brief an die Bauernfeld-Stiftung hat er sich über dieses Spannungsverhältnis deutlich ausgesprochen: „Mit der neuen Heimat, der Schweiz, der ich seit meinem dritten Lebensjahr örtlich und als ihr Bürger angehöre, in jeder Faser meiner politischen Überzeugung innig verwachsen und ihr treu ergeben, bin ich hingegen in meiner Gemütsart und auch im Wesen meiner Dichtung durch und durch Deutsch-Österreicher geblieben." Daß es Widmann gelang, die beiden Elemente zu einer produktiven Synthese zu vereinen, ist seine große menschliche Leistung. Von den schwerblütigen Schweizern übernahm er den Zug der Solidität, des Gerechtigkeitssinnes, des aufrechten Eintretens auch für unpopuläre Fragen; aus seinem österreichischen Erbe steuerte er eine elegante Beweglichkeit, eine heitere Ironie und eine wienerisch-verbindliche Grazie bei. Aus dieser Polarität erwuchsen jene merkwürdigen, zeitüberdauernden Gebilde, jene „ernsten" Feuilletons, die dem Leser das gaben, was man heute bewußte Lebenshilfe nennen würde. Hier nahm der Zeitungsmann die Schwachen und Schwankenden seiner Gemeinde bei der Hand und gab manchem neuen Lebensmut. In diesen kleinen Gebilden waren sprachlich-geistige Formulierungen gelungen, die sie auch heute noch genau so lebendig erscheinen lassen wie in jener Zeit, da sie zum ersten Male

einem Leser vor Augen gekommen waren. Und damit heben sie sich heraus aus der Sphäre des Nur-Journalistischen, des lediglich für den Tag geschriebenen und mit dem Tag verwehten.

V

Schließlich war ja Widmann auch ein Dichter. Man nannte ihn neben Spitteler, seinem Freund, den er entdeckt hatte; auch Gottfried Keller zollte ihm Anerkennung. Und manches Motiv, das schon als Kind sein Wesen ergriff, kam später voll zum Klingen. Etwa das Schicksal des Tieres im Schöpfungsplan, das ihn von frühester Jugend an beschäftigte. Als Knabe, als Hochschüler, als reifer Mann: immer wieder schien das Motiv auf. Aus seinem einundzwanzigsten Lebensjahr findet sich die Aufzeichnung: „Die Erlösung der Tiere — Stoff zu einem psychologischen Roman. In einem Wald von Urwaldstämmen, in welchem Affen und niedere Wesen . . . erscheint plötzlich . . . Erlöser." Über drei Jahrzehnte später erklingt das Motiv wieder in der „Maikäferkomödie", um dann 1905 in der Dichtung „Der Heilige und die Tiere" — wenige Jahre vor seinem Tod — gewisse innere Spannungen seiner eigenen geistigen Existenz sichtbar werden zu lassen im Gleichnis der unerlösten Kreatur.

Wenn man den Bogen verfolgt vom Feuilletonisten zum Dichter und vom Dichter zurück zum Feuilletonisten, dann zeigt sich, daß ein tragendes Fundament seiner Weltanschauung die Liebe zu allem Lebendigen war. Am Schreibtisch des einflußreichen Redaktors wurde sie immer wieder sichtbar als der Wille zu helfen, zu fördern, zu führen, hinauszugeleiten aus dunkler Unsicherheit. Ein pädagogisches Element prägte seine Arbeiten. Dazu gehörte es natürlich auch, daß Widmann, wie ein echter Erzieher, nicht nur zu loben und zu streicheln, sondern wo es nottat, kräftig loszudonnern oder mit elastischer Rute empfindliche Stellen zu treffen wußte.

Dies alles zusammengenommen macht es verständlich, daß jener Feuilletonist aus Mähren, geboren von österreichischen Eltern, als kosmopolitischer Schweizer starb und für seine Zeit ein Katalysator wurde, dessen Auswirkungen sich bis in unsere Tage noch verfolgen lassen.

Je älter wir werden, um so strenger mit uns selbst müssen wir sein. Unsere Schwächen, unsere Fehler, alle unsere schlechten Eigenschaften leben in uns fort, die Kraft, sie zu beherrschen, nimmt ab. Nur die unnachsichtigste Strenge, die stete Beobachtung der Motive unseres Tuns und Lassens, unserer Urteile, unserer Zu- und Abneigungen kann uns vor dem Herabsinken in senile Unerträglichkeit retten.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Rudolf Quoika

Zu einem Kapitel Musik aus dem Isergebirge

Die beiden Siebziger Dr. Edmund Nick und Professor Fidelio F. Finke

Über das Isergebirge als Musiklandschaft ist bis jetzt niemals zusammenhängend geschrieben worden und doch ist der Jeschken Mittelpunkt eines Musiklandes, das sangesfroh in alter und neuer Zeit immer die Sprache der grünen Hügel und Berge gefunden hat und ohne Unterlaß mit Musikern und Musikanten, mit Sängern und Theaterleuten das gab, was eine reiche Musiklandschaft umschreibt: ein liebendes Herz, ein frohes Gemüt und schließlich den inneren Drang zu Wort und Ton, zur Dichtung und Musik. Von Demantius angefangen bis zu den Reichenberger Musikern des 19. Jahrhunderts, vor allem der Familie Proksch, den Theatern in Reichenberg und Gablonz und den Sonntagskonzerten des Kärrners Gerhard ist alles vorhanden, was Land und Stadt ziert und selbst heute mehr als Erinnerung ist. Wenn einige an den Volksliedforscher König denken, andere an die großen Reichenberger Operntage unter Sommer, dann darf wohl darauf hingewiesen werden, daß sich das Land um den Jeschken anschicken möge, zwei seiner bedeutsamsten Musiker zu feiern, die Siebziger Professor Dr. Edmund Nick und Professor Fidelio F. Finke.

Edmund Nick,

ein Kaufmannssohn, geboren am 22. September 1891 in Reichenberg, kam sozusagen musikbelastet zur Welt. Der Vater kam aus dem musikfreudigen Leitmeritz und die mütterlichen Verwandten saßen im sangesfrohen Erzgebirge oder waren Reichenberger Tuchmacher. Nick wurde Jurist und 1918 Grazer Dr. juris; als Musiker lernte er am Dresdener Konservatorium und an der Wiener Musikakademie. Bald verdrängte der Musiker aber den Juristen. Nick übersiedelte nach Breslau und wurde Kritiker, Pianist, Musikpädagoge und Dirigent, sammelte Erfahrungen und wurde Komponist, was sein Talent von ihm forderte. Zwischen 1924 und 1933 leitete er den Schlesischen Rundfunk in Breslau, dann wurde er in Berlin Filmkomponist, Musikleiter der „Schaubude" und schließlich Musikleiter am Theater des Volkes. Seit 1940 war er wieder freischaffender Künstler; dann verfolgte ihn das deutsche Schicksal jener Zeit, die Ausbombung, Flucht und Aussiedlung. In München wurde er 1945 Kritiker, Musikleiter der „Katakombe" und schließlich Professor an der Musikhochschule, doch führte ihn sein Weg 1952 nach Köln, wo er die Musikabteilung des Westdeutschen Rundfunks übernahm. Aus dem Professor wurde wieder der allseitige Musiker, der walten, schalten und helfen konnte.

Zwischen diesen Lebensstationen schuf der Komponist sein Werk. Er sah alle Sparten der Musik offen und überall durfte er mithelfen, die Scheunen zu füllen. Die meisten sehen in Nick den Meister der erfolgreichen Bühnenwerke „Das kleine Hofkonzert" oder des „Halsbandes der Königin", die beide 1935 und 1948 von München aus den Weg in die Welt antraten; andere hören die Bühnenmusiken zu Hauptmanns

„Und Pippa tanzt", zu „Florian Gayer" oder zu Georg Kaisers „Protagonist", lyrische Freunde loben die Drei Weihnachtsmärchen. Filmbesucher summen Nick-Melodien, die er auch zu Kulturfilmen schrieb, und die in den Konzertsälen Beheimateten sprechen über die Suite „Leben in dieser Zeit", erinnern sich des reichen Vokalwerks, vor allem der Ode „An die Hoffnung". Dazwischen entstanden Chöre, Lieder, Chansons, Tänze und Ballette nebst zahlreichen Bearbeitungen.

Nick ist kein ausgesprochener Vertreter der heiteren Muse, obgleich die Bühnenwerke den reichsten Erfolg brachten. Es war ihm vergönnt, im Singspiel den Parnaß zu erreichen, und so durfte er neben den anderen Sternen stehen. Nicks Künstlertum liegt aber dort, wo er sich als echter Heimatsohn mit der Welt Gerhart Hauptmanns auseinandersetzen durfte, wo Goethe, Rilke oder gar Klabund und Kästner die Musikfeder aufriefen. Mit ihnen paart sich Nicks Können und übersteigt die Höhen bloß romantischer Ausdrucksweise und strebt zu den Urgründen allen Musizierens, der Vergeistigung. Der Reichenberger bosselt nicht, er schreibt seine Musik al fresco hin. Was ihn bewegt, gelingt; dann ist Edmund Nick jener Meister, den man sucht, die Verkörperung von Können und Geist (samt einem Schuß von Folklore) und damit wird er zum Sprecher für alle, die Humor und Witz gepaart wissen wollen (wobei Witz soviel wie erkunden heißt).

Edmund Nicks schriftstellerisches Können schenkte uns zahlreiche Arbeiten, so eine Biographie Paul Linckes (1933), sowie das wertvolle Buch „Vom Wiener Walzer zur Wiener Operette" (1954); zugleich ist Dr. Nick musikhistorische Autorität für das Fach der heiteren Muse.

Es bedarf keines weiteren Beweises, daß Edmund Nick zu den Hauptvertretern sudetendeutscher Musik zählt und daß er in dieser einen Platz besetzt hält, den ihm niemand streitig machen kann. So dürfen wir vom jugendlichen Jubilar noch manches Werk erwarten, das ihm zur Freude und seinen Freunden zur Ehre gereicht.

Fidelio F. Finke

kommt aus Josefsthal bei Gablonz, wo sein Vater, bekannt als unermüdlicher Wagnerianer, Oberlehrer war. Als Sproß einer alt Reichenberger Familie erblickte Fidelio Fritz Finke am 22. Oktober 1891 das Licht der Welt. Er wurde in jene Familie hineingeboren, der Joseph Proksch angehörte; auch der Onkel, Romeo Finke, Professor am Prager Konservatorium, war ein erfolgreicher Musiker. Nach dem väterlichen Unterricht und einem an der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg kam der junge Musiker an das Prager Konservatorium und wurde Kompositionsschüler von Vitězlav Novák. 1915 wurde Fidelio Finke Lehrer der Anstalt. 1920 ging er an die neubegründete Deutsche Musikakademie über und seit 1926 leitete er diese Anstalt; 1925 war er Professor geworden. Die Deutsche Musikakademie in Prag, seine und des Onkels ureigenste Schöpfung, leitete er bis 1945, dann fand er am Dresdner Konservatorium eine neue Heimstatt und 1951 wurde er an das Staatskonservatorium nach Leipzig berufen.

Dazwischen liegen Ämter, Lebensziele und immer wieder der Auftrag zum eigenen Schaffen. Der Erfolg seines kompositorischen Schaffens stellte Finke an die Spitze der sudetendeutschen Komponisten. Des Meisters Werkliste sprengt natürlich den Rahmen dieses Aufsatzes, daher soll nur weniges herausgehoben werden, was für F. F. Finke repräsentativ wurde. Von den zahlreichen Klaviermusiken („Eine Reiterburleske"

1913, „Gesichte" 1920, „Egerländer Sträußlein 1939) und Orgelwerken (Fantasie, Veränderungen und Fuge „Aus tiefster Not" 1928, Fantasie 1930), Vokalwerken (Lieder nach Bayer, Rilke, Claudi u. a.; Chören, Kantaten) steht die Kammermusik, darunter das bekannte Klaviertrio 1923; dazu treten die Sinfonie „Pan" 1925 für großes Orchester, das erfolgreiche Concertino für Klavier und Orchester sowie das Cembalo- und das Harfenkonzert. Gleich erfolgreich war die Oper „Die Jakobsfahrt" nach Dietzenschmied, die in Prag 1935 aufgeführt wurde. Zahlreiche gedruckte Kompositionen erschließen den Weg zu Finke.

Den Jubilar Finke zu ehren, genügt keine Aufzählung seiner Werke, es müssen historische Orte gesucht werden, die dieses Werk an den richtigen Platz stellen. Als feiner Impressionist Novák'scher Prägung begann der junge Finke, schloß die heimische Folklore als Triebkraft ein, nicht die deskriptive, sondern eine innerlich geformte, die den Geist der Heimatlandschaft spiegelt. Das romantische Prag wurde eine neue Welt, die Prager Dichter und der längst reifende Expressionismus, dazu das Werk Max Regers und die vordringende neue Musik der neuen Zeit brachten Anregungen und wurden Schauplatz innerer Auseinandersetzungen. Finke war dem Prager Pandämonium Freund, doch vergaß er niemals die Lehren des Kräftedreiecks Person — Poesie — Musik. Es gab Eck-, Ruhe- und Wendepunkte genug, doch kein Stillhalten, sondern nur ein dynamisches Vorwärtsdringen. Die Musikstadt Prag bot in den zwanziger und dreißiger Jahren eben alles Schau- und Hörbare, dazu die Begegnung zweier Kulturen und Finke wurde musikalischer Steuermann der einen, westlichen. Finkes Beitrag war eine Summe aus Stadt und Land, Gesellschaft und Künstlertum. Rudolf Freiherr von Prochazka nannte Finke einen „Fanatiker der Moderne", was heißen mag, daß die beiden Persönlichkeiten Pole, ja Antipoden waren, daß Finke aber die Tragkraft alles dessen besaß, was gewichtig, natürlich und vom modernen Manierismus her bedingt war. Finke mußte mit seinen Werken jeweils ringen, doch war seine Kritik in sich selbst stark und kraftvoll, sein Ethos immer auf die andern hin ausgerichtet. Der Verfasser empfand dies bereits 1922 beim ersten Modernen Musikfest in Salzburg, wobei das Klavierwerk „Eine Reiterburleske" aufgeführt wurde und es notwendig schien, einen Erfolg einfach zu erzwingen. Es gelang, denn die Nachdenklichen spürten plötzlich, daß Finkes Moderne nicht von der Mode herkam, sondern gezeugt war. Wenn ihn später Hauptmanns „Versunkene Glocke" als Opernstoff gefangen hielt, das Märchen Sinfonie ward, dann öffnete sich eben der Weg übers Gebirge und der Sudetenschlesier ging dem Meister des Wortes entgegen. So wuchs F. F. Finke in fünfzig Schaffensjahren über Leutelts Heimat hinaus und kam an die Grenze des künstlerisch Möglichen, diese aber niemals überschreitend. Und gerade Finkes Werk ist artbestimmend für die moderne sudetendeutsche Tonkunst und er der erste unter allen anderen.

Denkt man noch an die zahlreichen Schüler, die man zu einer Schule zusammenfassen kann, an die Arbeit des Jubilars für die Deutsche Musikakademie, die Umsicht und Energie, oftmals sogar Schlauheit erforderte, dann weiß man, daß F. F. Finke ein guter Steuermann war. Fidelio F. Finkes Weg in die Bach-Stadt Leipzig darf geradezu als Symptom gedeutet werden: Es ist die Begegnung mit J. S. Bach, der auch Fidelio F. Finkes Schaffen mitformte und dem dieser in seinen wertvollen Orgelwerken ein Opfer brachte.

Rudolf Quoika: EDMUND NICK AND FIDELIO F. FINKE, TWO SEPTUAGENARIANS FROM THE ISERGEBIRGE *(Synopsis)*

From Demantius, born at Reichenberg in 1567, down to our times, the land around the Jeschken has been a homeland of music. Two of its outstanding musicians, Professor Edmund Nick and Professor Fidelio Finke, now celebrate their 70th birthdays.

EDMUND NICK, born at Reichenberg in 1891, first studied law and obtained his doctor's degree at Graz in 1918, but soon applied himself to music at the Dresden Conservatoire and the Vienna Academy of Music. In Breslau he established himself as a critic, pianist, music teacher, and conductor, and soon turned to composition. From 1924 to 1933 he was the musical director of the Breslau radio station, later of the "Schaubude" and of the "Theater des Volkes" in Berlin, from 1940 a freelance musician again, he was bombed out and expelled. In 1945 he settled as a critic in Munich and finally got a chair in the Musikhochschule. In 1952 he went to Cologne to take over the musical department of the Westdeutscher Rundfunk.

In between he did his work as a composer. Many will remember his successful musical plays (e. g. "Das kleine Hofkonzert", "Das Halsband der Königin", Munich, 1935 and 1948), or his stage music written for Gerhart Hauptmann's "Und Pippa tanzt", "Florian Geyer", and G. Kaiser's "Protagonist"; friends of lyrical music will praise his "Three Christmas Tales", cinema goers will hum the melodies he wrote for films, and concert-goers debate his suite "Life in this Time" and delight in the rich harvest vocal of his music, e. g. his "Ode to Hope", or his numerous choruses and songs, his chansons, dances, and ballets. His success has been at its greatest in his musical comedies, but he has been most genuine when dealing with G. Hauptmann, Rilke, Klabund and Kästner. Of his many writings R. Quoika mentions a biography of Paul Linke (1933) and his book "Vom Wiener Walzer zur Wiener Operette" ("From the Viennese Waltz to the Viennese Operetta").

FIDELIO F. FINKE was born at Josefsthal near Gablonz in 1891 in a family among whose relations were his uncle Romeo Finke, professor of the Prague Conservatoire, and Josef Proksch. After being musically instructed by his father, a perfect Wagnerite, and at the Teachers'Training College in Reichenberg, he went to the Prague Conservatoire and studied composition under Vitězlav Novák. In 1915 Finke became a teacher of the Conservatoire, in 1920 he went to the newly founded German Academy of Music, and was head of this institute from 1926 till 1945, having been made professor in 1925. When the German Academy of Music in Prague, his uncle's and his own creation, ceased to exist, he found a new home at the Dresden Conservatoire, and in 1951 obtained a chair in the State Conservatoire in Leipzig.

Today he is the leading figure among the Sudeten German composers. Among his numerous works only a few can be pointed out here, which are the most characteristic of his art: of his many piano works the "Reiterballade" (1939), of his organ works "Aus tiefster Not" (1928) and his "Fantasie" (1930), of his vocal works the songs of Bayer, Rilke etc. and his choruses and cantatas; of his chamber music the wellknown piano trio (1923). Besides, there are his symphony "Pan" for full orchestra (1925), his concertino for piano and orchestra, his cembalo concert and his harp concert. His opera "Die Jakobsfahrt", using Dietzenschmidt's text, was a success (Prague, 1935).

Finke began as a subtle impressionist under Novák's influence, then the Romantic Prague became his world, Max Reger and modern expressionism brought new stimulus. In the twenties and thirties two worlds met in that city, and Finke was soon the protagonist of the one, the Western. Rudolf Freiherr von Prochaska called Finke a "fanatic of modernism", but Finke had the strength to combine in his work what was sound and fertile in modern mannerism. When Quoika heard Finke's "Reiterballade" (at the First Modern Music Festival in Salzburg in 1922), he at once felt, together with the more sensitive listeners, that Finke's modernism was more than just a matter of fashion. In 50 creative years F. F. Finke has helped to coin modern Sudeten German music, he has been a leader to his numerous pupils, who easily might be considered a school, and he is still the first among all the many others.

Emil Merker

RAUHREIF

Hinter dem Astwerk der herbstlichen Gärten
geistert der Vollmond in silbernem Rund.
Neben mir klagt ein Mund:
„Sieh die Blumen, die nachtfrostversehrten,
gleichen sie nicht im Nebel Ertrunkenen?
Manche mit vornübergesunkenen
Köpfen sind wie Gehenkte.
Aus raschelndem Laube zu unseren Füßen
atmest du auch den schläfernden, süßen
Hauch der Verwesung?“

Und umglänzt von dem magischen Scheinen,
des Wegkameraden Hand in der meinen,
tröste ich leis:
„Süß wie das Leben, Liebste, oh glaub es,
ist die Verwandlung, die Rückkehr des Staubes;
alles ruhet im sausenden Kreis.“

Und plötzlich erstaunt die schauernde Frau:
„Sieh, was geschieht? Die Verwandlung, o schau —!“
Die Landschaft, eben noch trauernd und grau,
liegt rauhreifverzaubert in blühendem Weiß.

Franz Künzel

Das sudetendeutsche landwirtschaftliche Genossenschaftswesen

Aus einem Vortrag auf der im Herbst 1960 vom „Witiko-Bund, Sudetendeutscher Arbeitskreis" gemeinsam mit dem „Sudetendeutschen Bauernschulkreis" in Lohr am Main veranstalteten Tagung: Heimatvertriebenes Bauerntum und genossenschaftliche Selbsthilfe.

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Böhmen, Mähren und Schlesien und in den übrigen Ländern des alten Österreich entstand unter den gleichen wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen, aus den gleichen geistigen Antrieben und fast gleichzeitig wie das Genossenschaftswesen in den Ländern des damaligen Deutschen Reiches. Die Gründungen der ersten „Genossenschaften" im modernen Sinne waren da wie dort eine Reaktion auf das Umsichgreifen kapitalistischen Wirtschaftsdenkens und die kapitalistische Ausbeutung des wachsenden Kreditbedürfnisses der bäuerlichen Wirtschaft. Seine besondere Ausprägung erfuhr das Genossenschaftswesen im Raume der Donaumonarchie und vor allem in den Sudetenländern durch die Notwendigkeit, der gegenseitigen Durchdringung der wirtschaftlich-sozialen und volkspolitischen Fragen gerecht zu werden. In der Auseinandersetzung der Völker um ihren wirtschaftlichen und sozialen Lebensraum, der, wie Franz Jesser gelehrt hatte, in Gestalt „sozialer Stände" geführt wird, gewannen die Grundsätze genossenschaftlicher Zusammenarbeit — Selbsthilfe, Selbstverwaltung und Selbstverantwortung — eine besondere Bedeutung. Deutsche und Tschechen konstituierten in ihren Genossenschaftsverbänden ständisch-politische Selbstverwaltungsbereiche und suchten fehlende staatsrechtlich garantierte Selbstverwaltung in der genossenschaftlichen Autonomie zu verwirklichen.

Die ersten landwirtschaftlichen Genossenschaften in den Sudetenländern wurden in den achtziger Jahren gegründet. Es bedurfte erst des Durchbruches der Genossenschaftsidee in Deutschland, wie sie mit den Namen Schulze-Delitzsch und F. W. Raiffeisen verbunden ist. Zwar hatte, wie Lambert Nagel in seinem dankenswerten Buch „Raiffeisen im Sudetenland" (1952) berichtet, die „K. k. patriotisch-ökonomische Gesellschaft in Böhmen" schon 1835 eine Schrift eines Fürstenbergischen Gutsbeamten, Schwippel, herausgebracht, die zu genossenschaftlicher Zusammenarbeit aufforderte. Auch hat 1861 der tschechische Arzt Dr. Kampelik in einer Veröffentlichung die Bildung von Kreditvereinen auf dem Grundsatz von Selbsthilfe und Selbstverwaltung gefordert. Beide Anregungen fanden jedoch keine praktische Auswirkung, wenn auch die böhmischen Tschechen ihre später nach den Grundsätzen Raiffeisens gegründeten Spar- und Darlehnskassenvereine „Kampeličky" nannten. Die sozialreformerischen Ideen Schulze-Delitzsch's und Raiffeisens, aber auch die der Genossenschaftspioniere der deutschen Arbeiterbewegung sind in breiten Wellen über Staats- und Volksgrenzen hinweg nach Osten und Südosten vorgedrungen. Die Auseinandersetzungen um die genossenschaftlichen Grundsätze zwischen Schulze-Delitzsch und

Raiffeisen oder zwischen Schulze-Delitzsch und dem Verfechter der Produktivgenossenschaften mit Staatskredit, Lasalle, oder dem konservativen V. A. Huber wurden auch in den Ländern der Donaumonarchie ausgetragen. Deutsche, tschechische oder madjarische Genossenschaftsgründer, wie etwa der Tscheche Dr. Chleborad oder der ungarische Graf Alexander Karoly, hatten von Anfang an Verbindung zu führenden Persönlichkeiten der Genossenschaftsbewegung in Deutschland.
1885 vertrat der Kuhländler Bauernsohn und Student der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Stefan Richter, die Ideen Raiffeisens in einer Versammlung des Landwirtschaftlichen Vereins für das Kuhländchen. 1886 wurde daraufhin die erste sudetendeutsche Raiffeisenkasse in Klein-Petersdorf im Kuhländchen gegründet. In der gleichen Landschaft kam es 1887 zur Gründung in Bölten, 1888 in Deutsch-Jaßnik und Zauchtel. Im gleichen Jahre wurden die ersten Darlehnskassenvereine in Österreichisch-Schlesien in Jungferndorf und Dörfl, in Böhmen in Brunnersdorf und Michelsdorf gegründet. Die im Jahre 1873 in Haugsdorf gegründete Brennereigenossenschaft dürfte die älteste landwirtschaftliche Genossenschaft Österreich-Ungarns gewesen sein. Schon 1897 wurden in Hermsdorf im Kreise Deutsch-Gabel die erste sudetendeutsche Molkereigenossenschaft und 1898 in Bilin und Zwittau die ersten Lagerhausgenossenschaften errichtet. Der ersten Gründungswelle folgte die Hauptgründungszeit zwischen 1890 und 1910.

Träger der Gründungsarbeit waren die landwirtschaftlichen Vereine, wenngleich in Böhmen der „Deutsche landwirtschaftliche Centralverband", der als Protest gegen die Überstimmung der Deutschen im „Landeskulturrat für das Königreich Böhmen" gegegründet worden war, in den Raiffeisenkassen eine Beeinträchtigung der aus den josefinischen Kontributionsfonds hervorgegangenen „Landwirtschaftlichen Bezirksvorschußkassen" und der städtischen Sparkassen und neugegründeten Schulze-Delitzsch-Kassen sah. 1888, im Todesjahr F. W. Raiffeisens, erschien eine Kampfschrift des Sekretärs des „Centralverbandes" und Landtagsabgeordneten Stefan Richter „Der landwirtschaftliche Kredit und die Spar- und Darlehnskassenvereine nach F. W. Raiffeisen im Vergleich zu den Vorschuß- und Kreditvereinen nach Schulze-Delitzsch", die sich gegen die ablehnenden Beschlüsse des „Centralverbandes" richtete. Wenn sich trotz der Widerstände die Raiffeisenidee durchsetzte, so hatte das nicht nur wirtschaftliche Ursachen. Ebenso maßgebend waren die sozial-ethischen und gesellschaftspolitischen Vorstellungen, die die führenden Persönlichkeiten der Gründergeneration bestimmten. Die einzelnen Mitglieder mögen auch damals nur die unmittelbaren Vorteile genossenschaftlicher Zusammenarbeit gesehen haben, die führenden Männer sahen in den Genossenschaften einen konstruktiven Beitrag zu einer zweckmäßigen Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Schon 1894 wurde der „Centralverband" veranlaßt, den „Ersten deutschböhmischen Genossenschaftstag" nach Prag einzuberufen, der die 1895 durchgeführte Gründung des „Centralverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften Böhmens" beschloß.

In Mähren kam die Gründungstätigkeit erst in Fluß, als die „Mährische Landwirtschaftsgesellschaft" ihre Wanderlehrer für die Gründungen einsetzte. Der Initiative des Landwirtschaftslehrers Karl Stanka und des Professors der Höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt in Neutitschein, Dr. Anton Zoebl, ist es zu verdanken, daß 1893 die Gründung des ersten Genossenschaftsverbandes auf dem Gebiete der öster-

reichisch-ungarischen Monarchie, des späteren „Zentralverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften Mährens, Schlesiens und der Slowakei" in Brünn, möglich war. Es ist interessant festzustellen, daß damals der „Landesausschuß der Markgrafschaft Mähren" eine erbetene Gründungshilfe mit dem Hinweis ablehnte, daß zur Beschaffung „billiger Kredite genügend Institute" da seien und die neuen Spar- und Darlehenskassenvereine keine „Chancen" hätten.

In Schlesien wurde die Gründung von Spar- und Darlehnskassenvereinen durch die „K. k. österreichisch-schlesische Land- und Forstwirtschaftsgesellschaft" gefördert. Der Landwirtschaftslehrer (und spätere Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses) August Kaiser hatte Raiffeisen in Neuwied besucht und für die Verbreitung dessen Gedankengutes gesorgt. 1894 kam es zur Gründung des späteren „Zentralverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften Schlesiens".

Durch die Verbände wurde in Zusammenarbeit mit den berufsständischen Körperschaften der Landwirtschaft der weitere Ausbau der Genossenschaftsorganisation vereinheitlicht. Außer organisatorischen und anwaltschaftlichen Aufgaben erfüllten die Verbände, die sich der Rechtsform der e.G.m.b.H. bedienten, auch die Funktion einer Geld- und Warenzentrale.

Das österreichische Genossenschaftsgesetz vom 9. 4. 1873, das die rechtliche Grundlage für die sudetendeutsche Genossenschaftsorganisation bot und in seiner Grundkonzeption auch im späteren tschechoslowakischen Staat galt, entsprach im wesentlichen dem deutschen Genossenschaftsgesetz vom 1. 5. 1889. Vielleicht kann man behaupten, daß das österreichische Gesetz noch mehr dem liberalen Zeitgeist Ausdruck gab. Der Gesetzgeber überließ in höherem Maße die Regelung wichtiger Fragen der genossenschaftlichen Zusammenarbeit der Regelung im Statut der Einzelgenossenschaft. Die Autonomie der Einzelgenossenschaft war ausgeprägter, was aber nicht hinderte, daß die Praxis der Genossenschaftsarbeit vereinheitlicht und der des Reiches angeglichen war.

Während sich die Ausweitung der Spar- und Darlehenskassenorganisation trotz der angedeuteten Widerstände ohne größere Rückschläge vollzog, mußten beim Aufbau der landwirtschaftlichen Betriebsgenossenschaften Rückschläge hingenommen und Lehrgeld gezahlt werden. Während des 1. Weltkrieges wurde die Gründungstätigkeit unterbrochen. Andererseits wurden den Genossenschaften wichtige Aufgaben der Kriegswirtschaft zugeteilt. Bedeutende Teile der Einlagenbestände der Raiffeisenkassen und Verbände wurden in Kriegsanleihe angelegt. Nach Lambert Nagel 23% des Einlagenbestandes der deutschböhmischen Spar- und Darlehenskassen. Franz Hilmer berichtet in seiner Geschichte des Brünner Zentralverbandes (1928), daß von 77,7 Millionen Kronen Einlagen beim Brünner Zentralverband 14,2 Millionen in Kriegsanleihe angelegt waren.

Nach der zwangsweisen Einbeziehung der sudetendeutschen Gebiete in den neuen tschechoslowakischen Staat wurde das sudetendeutsche Genossenschaftswesen vor ganz neue Aufgaben gestellt. Es war eine nicht hoch genug einzuschätzende Selbsthilfeleistung, daß es gelang, die Verluste, die die Genossenschaften und Verbände durch die Abwertung der österreichischen Kriegsanleihe, durch die tschechoslowakische Währungsreform und andere Maßnahmen des neuen Staates erlitten hatten, im wesentlichen aus eigener Kraft zu überwinden, die Genossenschaftsorganisation auszubauen

und die genossenschaftlichen Probleme der Landwirtschaftskrise der dreißiger Jahre zu meistern. Die Selbsthilfe der schlesischen Genossenschaftsorganisation, wie sie in dem von Dr. Otto Wenzelides betriebenen „Januschkefond" zum Ausdruck kommt, dürfte wohl in der gesamtdeutschen Genossenschaftsorganisation einmalig dastehen. Die auszuräumenden Verluste betrugen 1924 rd. 12 Millionen Tschechenkronen, das waren 60% des Einlagenbestandes der Mitgliedsgenossenschaften beim Troppauer Verband.

In der Zeit von 1918—1938 wurde die sudetendeutsche Genossenschaftsorganisation weiter ausgebaut. Die landschaftlich-stammlichen Gegebenheiten, die Verkehrsverhältnisse, die unterschiedliche Agrarstruktur, der Grad der Industrialisierung, das Verhältnis zu den berufsständischen Organisationen, die parteipolitische Struktur der Bevölkerung und nicht zuletzt die Individualität der führenden Persönlichkeiten bedingten in den einzelnen Verbandsbereichen verschiedenartige Ausprägungen des genossenschaftlichen Gedankens. Der Umstand, daß (nach der letzten tschechoslowakischen Volkszählung) im sudetendeutschen Siedlungsgebiet in Böhmen 19,7%, in Mhr.-Schlesien aber 30% der Bevölkerung in „überwiegend agrarischen", 19,2% bzw. 51% in „gemischten" und 61,1% bzw. 18,7% in „überwiegend industrialisierten" Gerichtsbezirken wohnten und im deutschen Siedlungsraum in Böhmen 21,8% der Berufstätigen und in Mhr.-Schlesien 38,7% in der Land- und Forstwirtschaft tätig waren, macht allein schon die verschiedenartige Entwicklung verständlich. U. a. machen diese Strukturunterschiede verständlich, daß die berufsständische Aktivität des Bauerntums in den industrialisierten Bezirken Böhmens mehr bei der parteipolitischen Interessenvertretung lag, während in Mähren-Schlesien die bäuerliche Initiative mehr von den berufsständischen Selbsthilfeorganisationen ausging.

Der Stand der sudetendeutschen Genossenschaftsorganisation vor 1938 ist aus folgender Aufstellung ersichtlich:

Den Verbänden der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften gehörten an:

in	*Prag*	*Brünn*	*Troppau*	*zusammen*
Kreditgenossenschaften	735	354	119	1208
An- und Verkaufsgenossenschaften	50	15	7	72
Molkerei- und Milcherfassungsgen.	32	126	11	169
Mühlen- und Bäckereigen.	16	7	2	25
Brennereigenossenschaften	5	11	16	32
Flachsverwertungsgenossenschaften	6	4	—	10
Andere Verwertungsgen.	7	6	2	15
Viehzucht- und Verwertungsgen.	45	26	4	75
Maschinen- und Elektrizitätsgen.	327	89	25	441
Konsumgenossenschaften	—	3	1	4
Bau- und Wohnungsgen.	1	5	1	7
Sonstige Genossenschaften	4	6	4	14
insgesamt Genossenschaften	1228	652	192	2072
Ges. m. b. H.	2	12	3	17
Landwirtschaftliche Vereine	2	18	3	23
insgesamt Mitglieder	1232	682	198	2112

Nach dem Anschluß der sudetendeutschen Gebiete an das Reich wurde der Großteil dieser Genossenschaften im „Verband der sudetenländischen landwirtschaftlichen Genossenschaften — Raiffeisen e. V.", dem späteren „Sudetenländischen Raiffeisenverband e.V." in Reichenberg zusammengefaßt. Soweit die Genossenschaften außerhalb des Sudetengaues zu liegen kamen, wurden sie an die Genossenschaftsverbände in Wien, Linz und München angeschlossen oder aber in die Genossenschaftsorganisation des Protektorates Böhmen und Mähren oder der Slowakei einbezogen.

Das Grundgerüst des sudetendeutschen landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens bildeten die Kreditgenossenschaften. Von den 912 Kreditgenossenschaften des „Sudetenländischen Raiffeisenverbandes" liegen im Jahresbericht 1938 des „Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften — Raiffeisen e.V." in Berlin vergleichbare Zahlen vor. Die Bilanzsumme der 912 Kreditgenossenschaften betrug 1938 RM 185,739 Millionen. Die sudetenländischen Kreditgenossenschaften lagen mit einer Durchschnittsbilanzsumme von RM 204 000.— über dem Durchschnitt der Raiffeisenkassen des „Altreichs". 50,7% der Raiffeisenkassen des Sudetengaues hatten 1938 Bilanzsummen von 100 000.— bis 350 000.— RM, 14,3% hatten höhere Bilanzsummen, während im Altreich in diese Gruppen 39,3% bzw. 13% entfielen. Demgegenüber war der „Mittelbau" der sudetenländischen Raiffeisenorganisation, wie der Vergleich der Bilanzsummen, des Eigenkapitals oder der Umsätze der nach 1938 aus den ehemaligen Genossenschaftsverbänden ausgegliederten Raiffeisen-Zentralkassen in Karlsbad und Troppau zeigt, wesentlich schwächer. 1939 weist die RZK Karlsbad einen Gesamtumsatz von RM 250,910 Millionen, die RZK Troppau einen solchen von RM 169,530 Millionen und Bilanzsummen von RM 27,7 Millionen und 23 Millionen aus.

Im Vergleich mit der landwirtschaftlichen Genossenschaftsorganisation des Reiches zeigten sich 1938 auch im Bereich des genossenschaftlichen Warengeschäftes Strukturunterschiede. Die Versorgung der Landwirtschaft mit Handelsdünger, Futtermitteln, Saatgut und Sämereien, landwirtschaftlichen Maschinen usw. und die Erfassung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse lag in den Händen selbständiger Kreis-Lagerhausgenossenschaften oder eigener Läger der Warenzentralen. Nur 11% der 912 Kreditgenossenschaften betrieben 1938 auch das Warengeschäft. Wenn 1938/39 die landwirtschaftliche Genossenschaftsorganisation des Altreiches 35% des überhaupt anfallenden Getreides erfaßte, erfaßte die Genossenschaftsorganisation in den sudetendeutschen Gebieten vor 1938 80—90%, in einzelnen Kreisen 100% der Getreideernte. Gebietsweise hatte die genossenschaftliche Disziplin der Landwirte die Einführung der Getreidedurchschnittsverwertung ermöglicht. Versuche des Reichsnährstandes, in der Zeit von 1938—1945 Landhandelsbetrieben im sudetendeutschen Gebiet Eingang zu verschaffen, scheiterten in den meisten Fällen an der genossenschaftlichen Einstellung der Landwirtschaft.

Für die vorwiegend klein- und mittelbäuerliche sudetendeutsche Landwirtschaft hatten die Molkereigenossenschaften, Milchanlieferungsgenossenschaften, Viehzucht-, Weide- und Viehverwertungsgenossenschaften eine besondere Bedeutung. Im ehemaligen Reichsgau Sudetenland verteilte sich die landwirtschaftlich benutzte Fläche auf 125 700 Betriebe von 0—5 ha, 61 410 Betriebe von 5—20 ha, 9950 Betriebe von 20—100 ha und 490 Betriebe mit einer Betriebsgröße von mehr als 100 ha. Der Anteil

der Betriebe von 5—100 ha an der Gesamtfläche beträgt 73,1%. 1938 wurden 81% der anfallenden Milch von den 80 dem „Sudetenländischen Raiffeisenverband" angeschlossenen Molkereibetrieben erfaßt. 1940 bestanden bereits 93 Molkereigenossenschaften mit einer Durchschnittserfassung von 1¾ Millionen kg. Schon frühzeitig war es zur Gründung von zentralen Molkereiprodukten-Verkaufsgenossenschaften gekommen, deren Aufgaben nach 1938 von der Molkereiprodukten-Verkaufsgenossenschaft in Weißkirchlitz übernommen wurde. 1940 bestanden 26 Viehzucht- und 18 Weidegenossenschaften und 11 Viehverwertungsgenossenschaften und die „Hauptviehverwertung Sudetenland" in Aussig bemühte sich um den genossenschaftlichen Viehverkehr. Bevor eigene Viehverwertungsgenossenschaften gegründet worden waren, hatte sich die übrige Genossenschaftsorganisation des kommissionsweisen Viehgeschäftes angenommen. Durch die Errichtung von genossenschaftlichen Schlächtereien in der Nähe der Industriegebiete wurden die Möglichkeiten der Verwertung geschlachteter Tiere erprobt. Der Arbeit der Flachsverwertungs-, der Obst- und Gemüseverwertungs-, der Winzer-, Brennerei- oder Mühlengenossenschaften kann hier ebenso nur zusammenfassend gedacht werden, desgleichen der Maschinengenossenschaften oder der für die Elektrifizierung so wichtigen Elektrizitätsgenossenschaften. Besondere Bedeutung gewannen für die sudetendeutsche Landwirtschaft die Rübenverwertungsgenossenschaften und die genossenschaftliche Hopfenverwertung.

Das sudetendeutsche Genossenschaftswesen arbeitete eng mit den berufsständischen Organisationen der Landwirtschaft zusammen, die sich vorbehaltlos zur genossenschaftlichen Selbsthilfe bekannten. Die Führungsgremien der „Landeskulturräte", des „Zentralverbandes der deutschen Land- und Forstwirtschaft" in Prag, der „Organisation der deutschen Landwirte Mährens" in Brünn oder der „Landwirtevereinigung" in Troppau und der Genossenschaftsverbände waren durch Personalunionen verbunden. Die Genossenschaftsverbände waren durch führende Persönlichkeiten in der Spitzenorganisation der sudetendeutschen Landwirtschaft, der „Geschäftsstelle der deutschen Land- und Forstwirtschaft" in Prag, vertreten, die ein wichtiges Stück deutscher nationaler und berufsständischer Selbstverwaltung im tschechoslowakischen Staat verkörperte.

Schon im Jahre 1920 hatten sich die sudetendeutschen Genossenschaftsverbände zum „Bund der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbände" in Prag zusammengeschlossen, der sich auf anwaltschaftliche und Revisionsaufgaben beschränkte. Zu einer Zusammenfassung der im genossenschaftlichen Geldwesen gegebenen nationalen Wirtschaftskraft ist es nicht gekommen.

Die sudetendeutschen landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbände gehörten auch der genossenschaftlichen Gesamtvereinigung „Centrokooperativ, Vereinigung der Verbände der landwirtschaftlichen Genossenschaften der tschechoslowakischen Republik in Prag" an. Die Zusammenarbeit mit den tschechischen und slowakischen Genossenschaftszentralen war vielfach konstruktiv, umso mehr, als gemeinsame wirtschaftlich-soziale Interessen oft nationale Gegensätze überklammerten. Das hinderte jedoch nicht, daß die Tschechen und Slowaken die in ihren Genossenschaftszentralen zusammengeballte oder aber in ihren Einzelgenossenschaften vorhandene Wirtschaftsmacht ohne Rücksicht auf die genossenschaftlichen Gefühle ihrer Verbandspartner für ihre nationalen Interessen einsetzten. Die Tschechen als ein Volk, das viel stärker „vom

Volke her" denkt, haben von Anfang an die über das rein Wirtschaftliche hinausgehende Bedeutung des Genossenschaftswesens erkannt. Der Genossenschaftsgedanke konkretisierte ihre Vorstellung von der „Demokratisierung des Bodens" und das gesellschaftspolitische Programm des Bauernführers Švehla, wie es in der Forderung „Das Land eine Familie" zum Ausdruck kam. Auf sudetendeutscher Seite haben die sogenannten „nationalen Schutzvereine", der „Bund der Deutschen" oder der „Deutsche Kulturverband" ebenfalls die gemeinschaftsbildende und -erhaltende Kraft des Genossenschaftswesens erkannt. In dem Kampf um die Erhaltung deutschen Besitzstandes haben die sudetendeutschen Kreditgenossenschaften oft mehr oder weniger große Risiken eingehen müssen. Auch die Genossenschaftszentralen wurden in vielen Fällen aus volkspolitischen Gründen zu Investitionen gezwungen, die ihre Leistungsfähigkeit überforderten.

Die Genossenschaftsarbeit in den Sudetenländern wurde von einer breiten Schicht ehrenamtlicher Mitarbeiter getragen. Die landschaftliche Gliederung der Tätigkeitsgebiete der Genossenschaftsverbände erhöhte die Überschaubarkeit der genossenschaftlichen Aufgaben und begünstigte das Wachsen genossenschaftlicher Führungskreise. Bemerkenswert für die Entwicklung der genossenschaftlichen Arbeit in den letzten Jahren war, daß in diesen Führungskreisen immer mehr die Generation zur Geltung kam, die durch die sudetendeutschen Bauernschulen geprägt worden war. In den Bauernschulen, die ebenfalls Selbsthilfeeinrichtungen der Bauernschaft waren und die junge Generation zu genossenschaftlichem Verhalten erzogen, hatten sich die jungen Genossenschafter mit den Problemen auseinandergesetzt, wie sie sich aus der Einbeziehung der bäuerlichen Welt in die wachsende Industriegesellschaft ergeben hatten. Diese junge Genossenschaftergeneration sah im Genossenschaftlichen die konstruktive Lösung der Spannung zwischen individualistischem und kollektivistischem Denken, die Synthese von Freiheit und Bindung, die Möglichkeit echt demokratischer Lebensgestaltung. Sie sah im Genossenschaftswesen ein wesentliches Strukturelement einer in Selbstverwaltungsbereichen geordneten Gesellschaft und glaubte durch ihre Mitarbeit in den Genossenschaften nicht nur einem persönlichen oder berufsständischen Vorteil zu dienen, sondern in ihnen einen Beitrag zu einer „neuen Ordnung" in Staat und Gesellschaft zu leisten.

JOHANN KUPETZKY „Prinz Eugen"

FORUM (zur Diskussion gestellt)

Sudetenkrise / Walter Brand

Bemerkungen zu dem Werke „Die Sudetenkrise in der internationalen Politik" von Helmuth K. G. Rönnefarth, Band 21 der Veröffentlichungen des Institutes für europäische Geschichte, Abteilung Universalgeschichte, Mainz; Franz Steiner Verlag GmbH., Wiesbaden 1961.

Wer künftighin noch Aussagen über die politischen und geschichtlichen Vorgänge in der ehemaligen Tschechoslowakei in den Jahren 1930—1939 machen will, die zur Eingliederung des Sudetenlandes in das Deutsche Reich und zur Errichtung des Protektorates „Böhmen und Mähren" führten, wird an diesem umfangreichen und mit einer unerhörten Materialfülle belegten Werke von Rönnefarth nicht vorbeigehen können.

Es ist das erste Werk, das unter Heranziehung allen zur Zeit nur irgendwie erreichbaren Materiales, vielfach ergänzt durch Berichte der damals handelnden Personen, dieses Problem der „Sudetenkrise" in all seiner Vielschichtigkeit und seinen einander oft entgegenlaufenden Tendenzen darstellt. Besonders begrüßenswert ist, daß der Verfasser in einem Ergänzungsbande das gesamte Quellenmaterial, häufig unter eingehender wörtlicher Zitierung der Belegstellen, zusammenfaßt, so daß jedem Leser die Möglichkeit geboten ist, weitgehend eine Nachprüfung der vorgebrachten Ansichten anhand der Quellen selbst vorzunehmen.
Für die Objektivität des Berichtes mag von Vorteil sein, daß der Autor damals selbst an dem Geschehen nicht aktiv teilnahm, sondern sine ira et studio, ausschließlich aufgrund seines Aktenstudiums, die Entwicklungen nachzeichnet. Dadurch wird jener notwendige Abstand geschaffen, der nur allzu leicht bei Berichten vermißt wird, die von Verfassern stammen, die entweder selbst in der damaligen Zeit gestaltend mitwirkten oder aber von vornherein auf einer Seite der Parteien stehen. Andererseits ist dies aber natürlich auch ein Nachteil, da alle die stimmungsmäßigen, psychologischen und wägenden Imponderabilien, die aber doch so oft entscheidende Bedeutung für diesen oder jenen Entschluß hatten, naturgemäß nicht mit ihrem vollen Gewichte zur Wirkung kommen können.
Daß sich an einzelnen Stellen auch Fehler eingeschlichen haben (so z.B. S. 149, wo von einer Verhaftung von Dr. Köllner und Ernst Kundt zum Zeitpunkt der Ruthа-Affaire, 1937, gesprochen wird — diese beiden waren mit Dr. Brand, Oskar Kuhn u. a. nach der Gründung der „Sudetendeutschen Heimatfront" Ende 1933 verhaftet, jedoch im Februar 1934 wieder freigelassen worden —) ebenso wie gelegentliche Übersetzungsfehler und anderes, ist bedauerlich, aber bei der Überfülle des Stoffes und weil der Verfasser diese Vorgänge nicht unmittelbar erlebt hat, begreiflich und entschuldbar; umsomehr als es sich dabei lediglich um Details handelt, die die Gesamtdarstellung in keiner Weise irgendwie maßgeblich beeinflussen.
Rönnefarth zeigt im ersten Kapitel „Von der Friedenspolitik zur konzentrierten Anwendung des Machtgedankens" in großen Strichen die Entwicklung der gesamtpolitischen Situation in den dreißiger Jahren auf und arbeitet klar heraus, wie im Zuge der Festigung des nationalsozialistischen Regimes immermehr anstelle rechtlicher Überlegungen das reine Machtdenken tritt.

Für die Sudetendeutschen entscheidend ist dabei seine, gleich eingangs getroffene Feststellung (Vorwort): *„Die sudetendeutsche Frage ist nicht vom Nationalsozialismus geschaffen. Sie war viel älter als Hitler und Henlein.“* Und die ganze Tragik der sudetendeutschen Volksgruppe klingt in dem Satz an: *„ . . . daß Hitler sich für die sudetendeutschen Volksgenossen ‚offiziell‘ auf den Rechtsstandpunkt stellte, hinter dem die Macht stand, nicht minder der entschlossene Wille, sie unbedenklich in einem neuen Weltkrieg zu gebrauchen. . . . Auch darin liegt eine Tragik, daß die Wiederherstellung des international anerkannten Rechtes von Hitler letztlich doch mit revolutionären Methoden: Drohung und Gewalt erzwungen und es auf solche Weise zum Nachteil der Betroffenen pervertiert wurde.“* (S. 3)

Im zweiten Kapitel rollt Rönnefarth *„Das Staatsproblem der CSR und die Entstehung der sudetendeutschen Frage“* auf. Nur mit innerer Erregung kann man alle die vielfachen Bemühungen sowohl auf sudetendeutscher wie tschechischer Seite (insbes. bei den Agrariern) verfolgen, die versuchten, zu einem vernünftigen Ausgleich zu kommen, die aber immer wieder an der Intransigenz Beneschs und der chauvinistischen Kreise scheiterten.

Wer nach einem eingehenden Studium dieses Werkes — erhärtet durch unwiderlegliche Dokumente — auch jetzt noch Benesch als „Musterdemokraten“, als „guten Europäer“ und „friedliebenden Staatsmann“ ansprechen sollte, handelt eindeutig wider besseres Wissen. In dem Leben und Wirken dieses Mannes wird erschreckend klar, wie sehr und auf wie lange Zeit die geschichtliche Wahrheit durch geschickt gelenkte Propaganda vernebelt werden kann und zu welchen unheilvollen Ergebnissen eine auf solchen Grundlagen geführte Politik gelangen muß.

In den nachfolgenden Kapiteln *„Anschluß Österreichs und seine Auswirkungen“*, *„Karlsbader Programm“*, *„Wochenendkrise und Gemeindewahlen“* (Ende Mai 1938), *„Zwischen Krise und Vermittlung“* und *„Runciman-Mission“* werden die Kulissen aufgebaut, vor denen dann der Schlußakt der Sudetenkrise (Ende August bis Oktober 1938) abrollt: Nürnberg, Berchtesgaden, Godesberg, München sind die einzelnen Stationen, die beinahe im stündlichen Ablauf der Geschehnisse aufgezeichnet werden. Erst aus dieser minutiösen Darstellung der einzelnen Aktionen ergibt sich ein Gesamtüberblick über diese in ihrer Vielzahl verwirrenden und in ihren Tendenzen einander so oft widerstrebenden und ganz verschiedene Zielpunkte anstrebenden einzelnen Vorgänge.

Es ist unmöglich und kann auch nicht der Zweck eines solchen Berichtes sein, zu versuchen, diese Entwicklungen hier im einzelnen aufzuzeigen. Nur der Versuch sei gestattet, einige der wesentlichsten Ergebnisse anzumerken:

1. Es ist unbestreitbar, daß *Henlein* persönlich bis mindestens Ende 1937 — und die *„Sudetendeutsche Partei“* als solche noch bis in den Spätsommer 1938 hinein — immer wieder versucht hat, zu einem vernünftigen Ausgleich mit den Tschechen zu gelangen. Der entscheidende Wendepunkt scheint in dem Berichte Henleins an Hitler von November 1937 zu liegen, der allerdings völlig geheim gehalten wurde.

Gerade für diesen Bericht aber gilt genau das gleiche, was Rönnefarth von der so bedeutsamen, vom Auswärtigen Amt für Ribbentrop zusammengestellten Aufzeichnung über die Unterredung Weizsäcker-Henderson vom 21. 5. 38 sagt: „Hier liegt die Gefahr für den Historiker, weil aus dem ‚Zu-wörtlich-nehmen‘ eines Memoran-

dums falsche Schlüsse gezogen werden könnten, die den tatsächlichen Gegebenheiten nicht entsprechen." (S. 318).

Damit wird aber der wunde Punkt aller Geschichtsschreibung berührt: daß man später schriftliche Äußerungen als „absolute Wahrheit" betrachtet und viel zu wenig berücksichtigt, in welcher konkreten Situation, aus welchen gar nicht ausgesprochenen Erwägungen heraus, im Hinblick auf welche, vielleicht sogar nur kurzfristig bestehende und oft nur taktische Zielsetzungen irgendein Dokument zustande kommt, das nachher, von den Späteren gewissermaßen als eine Art „Geheime Offenbarung" gewertet wird.

Den *wirklichen* Sinn dieses November-Dokumentes könnte nur noch — sofern heute ein solcher noch leben sollte — ein Mitverfasser enthüllen. Denn wer die damalige Entwicklung miterlebt hat, weiß, daß sich Henlein in seinem „Mehrfrontenkampf" gegen die Tschechen, die innersudetendeutschen Gegner, mit dem SD, der Gestapo, der Volksdeutschen Mittelstelle, der „offiziellen" Reichsaußenpolitik direkt zusammenarbeitenden Gruppen, gegen die so verschiedenen im Reich selbst durcheinanderlaufenden Bestrebungen besonders „nationalsozialistisch" gebärden mußte, um gerade jenen radikalen Kreisen gegenüber einigermaßen festen Boden unter die Füße zu bekommen.

2. Die wahren Zielsetzungen der Reichspolitik waren nur einem engstbegrenzten Kreise, in den letzten Zielen wahrscheinlich nur Hitler selbst bekannt. Selbst das Auswärtige Amt, die Wehrmacht usw. tappten nur allzu oft völlig im Dunkeln.

3. Die direkten Verbindungen der „Sudetendeutschen Partei" nach Berlin liefen in den entscheidenden Phasen ausschließlich über Henlein und Karl Hermann Frank, die die „verfassungsmäßigen" Organe der „Sudetendeutschen Partei", also vor allem deren „Hauptleitung", *bewußt* nicht unterrichteten. Daß dabei Frank noch über eigene Verbindungen verfügte, in die nicht einmal Henlein Einblick hatte und — auf diese Verbindungen gestützt — auch eine von Henlein nicht mehr kontrollierte Politik mit radikalen Partei-, SD- und sonstigen Stellen betrieb, tritt erschreckend deutlich zutage, in einem Maße, daß diese „Geheimpolitik" noch heute Menschen bestürzen muß, die als damals Mithandelnde glaubten, doch einigermaßen Einblick in die Zusammenhänge zu haben.

4. Mit nicht mehr hinwegzuwischender Eindeutigkeit wird beweismäßig dargelegt, daß es auf tschechischer Seite Benesch war, der es unter keinen Umständen zu einem Ausgleich mit den Sudetendeutschen kommen lassen wollte. Kaltblütig zielte er *ganz bewußt* auf einen europäischen Krieg ab, selbst um den Preis, daß die Tschechoslowakei „vorübergehend" vernichtet würde.

Er war davon überzeugt, daß bei einem bewaffneten Konflikt zwischen dem Deutschen Reich und der Tschechoslowakei auch England und Frankreich in einen solchen Krieg eintreten *müßten,* daß dieser Übermacht Deutschland schließlich erliegen würde und die Tschechoslowakei wie ein Phönix neu erstehen würde, obwohl ihm sowohl von britischer wie auch von französischer Seite klar gemacht wurde, daß eine Wiederherstellung dieses Staates, so wie er 1938 bestand, auch nach einem siegreichen Kriege niemals mehr in Frage käme.

Daß Benesch durch seine obstinate Politik ungewollt und ungewußt tatsächlich zu einem entscheidenden Förderer der geheimen Absichten Hitlers wurde, gehört in das

Kapitel jener „List des Weltgeistes" (Hegel), kraft deren sich Entwicklungen vollziehen, von denen mitunter selbst die scheinbar so mächtigen Hauptakteure nichts wissen.

5. Die Engländer, vor allem Chamberlain und Halifax, handelten als echte „Vermittler" aus einer moralischen und verantwortungsbewußten Position heraus, die turmhoch über dem Machtdenken Hitlers und seines nächsten Kreises (insbes. Ribbentrops) stand.

Nachdem sie erkannt hatten — allerdings kann man fragen, warum sie nicht schon früher zu dieser Erkenntnis kamen und erst auf den gewaltsamen Druck Hitlers warten mußten; regt sich das „Gewissen der Welt" immer erst dann, wenn „Gefahr im Verzuge" ist? —, daß den Sudetendeutschen durch die zwangsweise Eingliederung in die Tschechoslowakei tatsächlich Unrecht geschehen und ihnen die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes verwehrt worden war, setzten sie sich schließlich mit aller ihrer verfügbaren Macht dafür ein, diesen den Frieden bedrohenden Zustand auf *politischem,* d. h. friedlichem Wege zu korrigieren.

Nach dem Aktenstudium dieses Werkes muß man — wenn man es nicht ohnehin bereits wußte — anerkennen, daß sich die verantwortlichen britischen Staatsmänner damals all des Unheiles bewußt waren, das zwangsläufig heraufziehen mußte, wenn die Staaten Europas untereinander in einen Krieg gestürzt würden.

Es gibt in diesem Buche Rönnefarths genug wörtlich zitierte Stellen der maßgebenden Politiker der ganzen westlichen Welt, die mit unerhörter Klarsicht *bereits damals* die Folgen voraussahen, die der Zusammenbruch Deutschlands als der Mitte Europas für die gesamte Weltpolitik nach sich ziehen müßte. Nur mit Erschütterung kann man heute bedauernd feststellen, daß von diesen Erkenntnissen 1945 nach der vollkommenen Niederlage Deutschlands nichts mehr zu verspüren war. Wieder einmal mehr hat sich damit der Satz bewiesen, daß der Haß noch immer der schlechteste politische Ratgeber gewesen ist.

6. Interessant ist aus der Schilderung der Zusammenhänge zu ersehen, daß das Eingreifen Mussolinis für das Zustandekommen und die Ergebnisse des „Münchner Abkommens" doch bedeutungsvoller gewesen ist, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist.

7. Für die sudetendeutsche Volksgruppe aber muß nach diesem Werke eindeutig und unzweifelhaft klar sein, daß die ganze Politik Hitlers gegenüber dem Sudetendeutschtum *nicht* um der Sudetendeutschen selbst willen geführt wurde: sie waren ihm lediglich ein willkommener Anlaß, seine auf die Unterjochung des gesamten Ostens ausgerichteten Hegemonialpläne an einem zentralen Punkte ansetzen und durchführen zu können.

8. Anhand dieses Werkes wird man sudetendeutscherseits eine gewisse Revision in der *stimmungsmäßigen* Einstellung gegenüber dem Münchner Abkommen von 1938 vornehmen müssen.

Es ist unbestreitbar, daß das Münchner Abkommen nach den auch heute noch geltenden Regeln des Völkerrechtes einen rechtsgültigen Vertrag darstellt, denn für das Völkerrecht — mag man dies auch von einem höheren moralisch-sittlichen Standpunkte aus als unbefriedigend betrachten — ist es gleichgültig, unter welchen Voraussetzungen eine völkerrechtlich verpflichtende Vereinbarung zustandekommt. Schließ-

lich wurde noch fast jeder Friedensvertrag einem unterlegenen Staate gegen dessen Willen auferlegt.

Es ist auch richtig, daß die Sudetendeutschen mit gutem Rechte das Münchner Abkommen begrüßten, weil es sie von einer jahrzehntelangen, nicht mehr tragbar erscheinenden Bedrückung durch die Tschechen befreite. (Diese damalige Einstellung hat garnichts damit zu tun, daß in der Folgezeit unser so „fortgeschrittenes 20. Jahrhundert" noch ganz andere Formen der Völkerbedrückung und Völkervernichtung entwickelt hat, denen gegenüber die damaligen Zustände *heute* beinahe noch als relativ erträglich erscheinen könnten.) Die Sudetendeutschen konnten damals der Meinung sein, daß durch ihre Eingliederung in das Deutsche Reich ihrem Wunsche nach Selbstbestimmung Rechnung getragen worden sei. Heute aber müssen sie feststellen, daß dem nicht so war,

a) weil sie nicht die tatsächlichen Voraussetzungen kannten, unter denen sie „eingegliedert" wurden,

b) weil sie nicht wissen konnten, daß nach der erfolgten Eingliederung von einer Selbstbestimmung keine Rede mehr sein würde,

c) weil sie nicht ahnen konnten, daß sie auch 1938 nicht Subjekt, sondern auch nur wieder Objekt einer Politik waren, die ganz andere Ziele verfolgte als die Masse der Sudetendeutschen glaubte.

9. In der nachfolgenden Entwicklung, die zur Zerschlagung der Rest-Tschechoslowakei am 15. 3. 1939 führte, ließ Hitler seine Maske fallen. Indem er sich über alle von ihm selbst gegebenen feierlichen Erklärungen („nach der Regelung der Sudetenfrage gibt es für mich keine territorialen Ansprüche mehr in Europa"; „ich denke gar nicht daran, dem Deutschen Reich fremdes Volkstum einzugliedern" usw.) hinwegsetzte, indem er für sich keinerlei rechtliche Verpflichtung mehr gelten ließ, enthüllte er vor aller Welt, daß für ihn nicht mehr irgendeine Rechtsvorstellung, sondern ausschließlich das Prinzip der nackten Gewalt Richtschnur seines politischen Handelns war. Daß er — und vor allem Ribbentrop — die tatsächlich gegebenen Machtverhältnisse in der Welt völlig falsch einschätzte, bestätigt nur den alten Satz, daß „die Götter mit Blindheit schlagen, wen sie vernichten wollen".

Die ungeheuere, manchmal fast untragbar erscheinende Tragik solchen Geschehens aber liegt darin, daß für den Wahnwitz oft nur einzelner oder kleiner Gruppen von Verblendeten die Völker mit namenlosem Leid und Elend büßen müssen.

*

Wer dieses so umfangreiche und mit viel Sorgfalt gearbeitete Werk eingehend studiert und dann Parallelen zum heutigen Geschehen zieht, könnte beinahe daran verzweifeln (siehe das Verhalten Italiens gegenüber Südtirol; siehe die Auseinandersetzungen zwischen dem östlichen Totalitarismus und der westlichen Welt usw.), daß die Menschheit und ihre verantwortlichen Staatsmänner fähig sind, aus geschichtlichen Entwicklungen zu lernen, die wir alle noch selbst erlebt haben. Es sei denn, es bliebe der Trost — und gerade das Beispiel des Nationalsozialismus beweist dies wieder sehr eindringlich —, daß der Herrgott „keine Bäume in den Himmel wachsen läßt und letzten Endes — wenn auch oft erst nach langer Zeit, doch das „Recht" siegreich bleibt. Möge aber die Menschheit davor bewahrt bleiben, daß vorher erst wieder eine Weltkatastrophe ausgelöst wird, vor der selbst die Schrecken des Zweiten Weltkrieges verblassen müßten.

Man könnte sich freuen, daß Michael Freund in seiner „Deutschen Geschichte" Ereignissen in Böhmen, diesem Knotenpunkt der Kulturen und Ideen, einen so breiten Raum einräumt. Karl IV., Hus und Wenzel IV. verdienen einen gebührenden Platz in deutscher und europäischer Geschichtsbetrachtung. Um so bedenklicher scheint es aber, wenn ein derart umfassender Kreis wie der des Bertelsmann-Leserings ein solches Beispiel von „historischem Impressionismus (nach Ritter) geboten bekommt. Die geistigen Triebkräfte der vielschichtigen Epoche, die Kontinuität geschichtlichen Werdens bleiben dem Leser dergestalt weiterhin verborgen. Geht man die beiden Abschnitte Zeile für Zeile durch, muß man viele notwendige Ergänzungen und Widersprüche vorbringen:

Sehr zutreffend wird Böhmen als „Drehscheibe der Reichsmacht" bezeichnet; aber die volkliche Einordnung der Herrscherpersönlichkeit Karls IV. macht dem Verfasser erhebliche Schwierigkeiten. Und doch kann man das Wesen des jungen Fürsten gut aus dessen lateinischer Selbstbiographie erfassen: Er lebt die ersten sieben Jahre im Geburtslande Böhmen, hierauf am Hofe Karls, des Königs der Franzosen. Mit 18 Jahren kehrt er nach Böhmen zurück: „Auch hatten wir die böhmische Sprache ganz verlernt. Doch haben wir uns später ihrer wieder bemächtigt, so daß wir sie sprechen und verstehen konnten wie jeder andere Böhme. Durch Gottes Gnade haben wir außer dem Böhmischen auch das Französische, das Italienische, das Deutsche und Lateinische so zu sprechen, schreiben und lesen gelernt, daß wir eine wie die andere dieser Sprachen geläufig schreiben, lesen, sprechen und verstehen konnten."

„Im Herzen ein Tscheche" war er gewiß nicht, sondern der beispielhafte Vertreter einer europäischen Dynastie. Er erkannte „Prag als Mittelpunkt eines vor seinem geistigen Auge entstehenden modernen Großstaates" (Eduard Winter). Die zwei Völker in Böhmen waren ihm kein Hindernis; denn auch in Frankreich, dem Lande seiner Bildung, war es gelungen, verschiedene Völker zu einigen. Er war bemüht, die Völker in Böhmen in ihrer Entwicklung zu fördern, aber er duldete keine völkische Abgrenzung, z. B. bei der Aufnahme von Ordensangehörigen. Karl steigerte die politische, wirtschaftliche, kulturelle und religiöse Bedeutung Prags. Er war der erste und letzte Böhme, der tatsächlich und bewußt von Prag aus das Reich regierte, wenn er auch Bismarcks Satz vom Herrn Böhmens als Herrn Europas noch nicht kannte. Ebenso ist es ein Anachronismus, wenn ein „Weltkrieg" an der Frage der böhmischen Fürstenwahl entbrannt sein soll. Als eine solche kann man ja die Ereignisse 1938/39 nicht bezeichnen.

Bei der Darstellung Hussens und der Hussiten sind noch gewichtigere Vorbehalte zu machen. Hus erscheint als „böhmischer Savonorola" in der Sittenverderbnis seiner Umgebung. Die Zeitumstände macht uns Eduard Winter verständlich: „Die Kirche in Böhmen war reich geworden. Vermögende Klöster, gut dotierte Pfarreien machten den Geistlichen ein Wohlleben möglich. Das verlockte Unwürdige, in ein Kloster einzutreten oder Priester zu werden. Wenigstens die niederen Weihen ließ man sich geben, um die Vorrechte des geistlichen Standes voll zu genießen, ohne dessen Lasten

tragen zu müssen. So erklärt sich das Mißverhältnis der Zahl derer, die sich die niederen Weihen geben ließen, zu der Zahl jener, die die höheren Weihen erhielten. Nach den Weiheverzeichnissen war dieses Verhältnis am Ende des vierzehnten Jahrhunderts wie sieben zu eins." (a. a. O. S. 75). — Nun gab es vor und neben Hus zahlreiche deutsche und tschechische Reformprediger, die auch große Wirkung hatten, z. B. Konrad Waldhauser und nach dessen Tod Militsch von Kremsier. Letzterer errichtete mit Hilfe von Gönnern, auch des Kaisers Karl IV., an Stelle des ehemaligen „Babylon", eines Prager Dirnenviertels, ein neues „Jerusalem". In religiöser Gemeinschaft sollten gleichgesinnte Personen darin Gelegenheit finden, in Keuschheit, Armut und freiwilligem Gehorsam leben zu können, aber ohne Gelübde ablegen zu müssen. Das war etwas unerhört Neues (Winter, a. a. O. S. 78). — Den beiden genannten Predigern stand der aus Südböhmen stammende Tscheche Adalbert Ranconis nahe, der 1355 in Paris Rektor der Universität wurde und darauf in Oxford lehrte. Von den beiden Weltuniversitäten nach Prag zurückgekehrt, vermachte er 1388 testamentarisch eine Stiftung für tschechische Studenten in Oxford. Sicher ein treffendes Beispiel der Einheit europäischer Bildung im ausgehenden 14. Jahrhundert!

Was die Goldene Bulle für Böhmen und das Reich bewirkte, ist den Ausführungen Freunds deutlich zu entnehmen; mit der Charakteristik Wenzels IV. hingegen kann man nicht einverstanden sein. „Er gehört zu den Hussiten, die allzuoft die deutsche Geschichte gemacht haben und deren letzter Adolf Hitler war." — Mit einer solchen Formel werden weder der Hussitismus, der erst seit dem Tode Wenzels (1419) als geschichtsbildender Faktor über sein Ursprungsland verhängnisvoll hinauswirkte, noch die Dämonie Hitlers verständlicher. Eher läßt der Kriegschoral der Hussiten „Kdož jsú Boží bojovníci (etwa „Die da Gottes Streiter sind") das Sendungsbewußtsein dieser religiös-militärischen Bewegung erkennen, das zeitweise so mitreißend schien, daß Prokop, deren zweiter Führer nach Žižkas Tod, auf seinen Zügen nach Deutschland mit 45 000 Mann ausrückte und mit 70 000 Mann wiederkehrte.

Im ganzen ist das Kapitel über Hus und Wenzel IV. mehr ein Stück „Kultur- und Sittengeschichte" nach Art eines Johannes Scherr als ein Beitrag zu einem objektiven Geschichtsbild, so flüssig es auch geschrieben sein mag. Da bieten aber mehrere historische Romane ein noch farbenprächtigeres und spannender geschriebenes Zeitbild, wie Karl Hans Strobl, Die Fackel des Hus, Kraus Verlag, München 1953, Josef Mühlberger, Hus in Konstanz, 1931, Melchior Vischer, Jan Hus, 1940 und später, Miloš V. Kratochvil, Die Fackel (Übersetzung aus dem Tschechischen Aufbau-Verlag 1955).

Die bislang vollendetste wissenschaftliche Darstellung findet man jedoch in dem mehrfach zitierten Werk Eduard Winters „Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum — Das religiöse Ringen zweier Völker 1938", neu greifbar in der Ausgabe des Aufstieg-Verlags, München 1955. Eine „Deutsche Geschichte" dürfte in den besprochenen Abschnitten an diesem Werk nicht vorbeigehen.

Dr. Rudolf Mainzer

*

In Heft 4, Jahrgang 1, dieser Zeitschrift („Böhmische Geschichte — von Prag gesehen") unterzog ich die neueste marxistische Darstellung der Böhmischen Geschichte einer kritischen Würdigung; erschienen uns dort durch die Brille der dialektisch-materialistischen Parteidoktrin ganze Epochen der böhmischen Geschichte verzerrt, der Blickpunkt auf uns unerträgliche Weise eingeengt, der lebendige, blutvolle Geschichtsablauf, das „theatrum mundi" in das Prokrustesbett des marxistischen Dogmas gespannt (z. B. Hus als beinahe kommunistischer Volkstribun unter weitgehender Amputation seiner religiösen Reformbestrebungen), so liegt M. Freunds Geschichtsdarstellung auf der entgegengesetzten Linie: nach dem ersten Eindruck eine interessante, fesselnde Lektüre voll überraschender Analogien, eine überallhin Fäden knüpfende, auch das Kulturelle und Soziale einbeziehende Schau einer Epoche, oder, wie der Autor selbst sagt, „eine Erzählung vergangenen Lebens, das heute in tausendfachen Abwandlungen und unendlichen Vorstellungen noch weiterbesteht."

Wie wir aus der Einleitung der Schriftleitung dieser Zeitschrift zu den zu besprechenden Textproben („Sudetenland Jahrg. 1961, Heft 1, Seite 55), die bereits einige wichtige Einwände gegen diese Art der Geschichtsschreibung formuliert, ersehen, umreißt M. Freund seine Ausgangsposition sehr klar mit den Worten, objektive Geschichte sei ein „Traumbild"; seine Erkenntnisse und Darstellungen verzichten also von vornherein auf den Anspruch der Objektivität, bezeichnen sich als subjektiv. Ist dieser — zugestandene — Subjektivismus noch zu vereinbaren mit dem Grundprinzip jeglicher Geschichtsschreibung seit Ranke, die davon auszugehen hat, zu schildern, „wie es gewesen ist"? Darf man Gegenwartsnähe anstreben auch um den Preis des Anachronismus?

Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen werde ich nun im weiteren untersuchen, ob Freunds Darstellungen im Konkreten einer wissenschaftlichen Kritik standhalten.

1. ZUM BILDE KARLS IV.

Wir lesen den Satz (S. 55)*): „Er (Karl IV. — Anm. des Verf.) war nicht der erste und der letzte Böhme, der über das Reich regierte." Vergeblich suchen wir jedoch vor Karl IV. einen böhmischen König, der gleichzeitig auch deutscher Kaiser war und von Böhmen aus das Reich regierte; auch einen gebürtigen „Böhmen" werden wir unter den deutschen Kaisern bis zu Karl IV. nicht finden. Ebenfalls ist die Bedeutung des Satzes: „Beinahe wäre das „Goldene Prag" zur Hauptstadt Deutschlands geworden" (S. 55) unklar; als ständiger Sitz des deutschen Kaisers *war* Prag politisch damals tatsächlich die Hauptstadt des Deutschen Reiches geworden, da es einen Deutschen Reichstag mit einem festen Sitz noch nicht gab. Vielleicht könnte man den Satz in dem Sinne interpretieren, daß Prag die Hauptstadt des Deutschen Reiches geworden und *beinahe*, zumindest für längere Zeit — auch im kulturellen Sinne geblieben wäre (statt Wiens).

Etwas merkwürdig berührt uns Sudetendeutsche das „dreifache" Bad Karlsbad (S. 56): im 19. Jahrhundert das Modebad der oberen Schichten, nach 1939 auch der unteren, jetzt im Geruche eines „Blutbads" stehend; gemeint ist wohl die russische Be-

*) Die Seitenangabe bezieht sich immer auf Heft 1, Jg. 1961 des „Sudetenland".

setzung d. J. 1945 und die Vertreibung der Deutschen. Mögen auch Greueltaten der Tschechen und Russen in Karlsbad vorgekommen sein, die „Blutzeugen" unter den böhmischen Städten sind für uns Aussig und Prag.

Sehr abfällig urteilt M. Freund über die „Goldene Bulle" Karls IV., die die Zahl der Kurfürsten festsetzte und die Kaiserwahl regelte. Anzufechten wären da hauptsächlich zwei Behauptungen Freunds: die politische Zersetzung in Deutschland wäre durch die Goldene Bulle nur vorangetrieben worden (S. 60), und: „Die Benennung dieser vier Kurfürsten zeigt, daß ihnen jede echte Aufgabe und Verantwortung im Reich fehlte." (S. 56). Nun, unserer Meinung nach war ihre echte Aufgabe, den Kaiser zu wählen, eine Doppelwahl — durch ihre ungerade Zahl 7 — zu verhindern und zur territorialen Konsolidierung Deutschlands durch die Unteilbarkeit der kurfürstlichen Lande beizutragen. Diese Aufgabe haben sie über 450 Jahre erfüllt, da es bis 1806 zu keiner Doppelwahl mehr kommt. Die Goldene Bulle bleibt bis 1806 infolge Fehlens einer Reichsverfassung das wichtigste Reichsgrundgesetz, dessen Anfangssätze der kleine Goethe auswendig kennt.

Ein anderer Einwand betrifft den z. T. ausgesprochen schnoddrigen Ton der Darstellung, der eher dem Journalismus verpflichtet erscheint als einem wissenschaftliche Ansprüche stellenden Werk; einige Proben: „Die drei geistlichen Kurfürsten konnten immer den König machen, wenn sie nur einem einzigen weltlichen Kurfürsten ihre Gottesfurcht einzuflößen vermochten" oder „. . . weil zu dem im Grunde politischen Abschluß jeweils eine Prinzessin oder ein Prinz als Draufgeld gegeben wurde" (beides S. 56).

Wenn M. Freund sagt: „Er (Karl IV. — Anm. d. Verf.) glaubte an den alten, immer wieder nachgeredeten Satz: Wer Böhmen hat, hat Europa und hat vor allem Deutschland" (S. 57), meinen wir, daß dieser Satz damals noch gar nicht so alt war: erst in der Zeit der Luxemburger verschiebt sich langsam der Schwerpunkt des Reiches, der unter den Ottonen, den Saliern und den Staufern eindeutig im Westen, an Rhein, Main, der oberen Donau gelegen hatte, nach Osten.

Und nun: „Karl war ein Tscheche deutscher Bildung gewesen" (S. 60) — „Im Herzen ein Tscheche, versuchte er eine slawische Wiedergeburt mit den Mitteln deutscher Kultur" (S. 57); wir meinen, Karl IV. sei nach heutigen Begriffen weder ein Tscheche noch ein Deutscher gewesen, sondern im landespatriotischen Sinn ein „Böhme", wie ihn Freund an anderer Stelle auch bezeichnet. Es scheint uns verfehlt, diesen französisch erzogenen, 5 Sprachen beherrschenden, weltoffenen Gründer der ersten Reichsuniversität, die Prag im geistigen Sinne zu einer deutschen Stadt machte, den König, der sich ausgerechnet einen Johann von Neumarkt zum Kanzler erwählt hatte, als „Tschechen" zu bezeichnen, auch wenn seine Mutter eine Premyslidin war (die späten Premysliden sind nur bedingt als tschechisches Herrschergeschlecht zu bezeichnen — siehe der Minnesänger Wenzel II!). Unsere heutigen nationalen Kennzeichnungen und Unterscheidungen sind eben für Karl IV. nicht anwendbar; dieser Streit ist ebenso müßig wie der Streit um des Kaisers (schwarzen) Bart. Auch ein scheinbarer Gegenbeweis (unter vielen), Karl IV. sei „klein für einen Deutschen" (so der florentinische Chronist Matteo Villani) hat wenig Beweiskraft, da man „deutsch" im territorialen und dynastischen Sinn verstehen kann. Des Kaisers nationale Schranken ausgleichendes Wesen erhellt z. B. die Tatsache, daß er für die Raudnitzer Augustiner-Chorher-

ren die Bestimmung des Gründers aufhob, wonach diese Stiftung nur Tschechen vorbehalten sein sollte und anderseits dem Zisterzienserorden empfahl, auch tschechische Novizen aufzunehmen. Der Begriff „deutsche Kultur", mit deren Mitteln die slawische Wiedergeburt unter Karl sich vollzogen haben sollte, scheint anderseits zu eng gefaßt, denn geistige Ströme des Frühhumanismus aus Italien (Petrarca, Rienzo) fanden in Prag genauso ihren Nährboden wie die Baukunst Parlers und anderer deutscher Künstler. Ebenso war diese „Wiedergeburt" eher eine mitteleuropäische als eine „slawische" Angelegenheit.

Im weiteren fordern einige Bemerkungen Freunds, die sich nicht mehr direkt auf Karl IV. beziehen, zum Widerspruch heraus; so der Satz: „Solange das Einmaleins galt, konnte nur noch ein deutscher König gewählt werden" (S. 57). So wäre i. J. 1519 — ohne die finanzielle Wahlhilfe der Fugger — wohl der französische König Franz I. zum Kaiser gewählt worden; übrigens konnte auch sein Rivale Karl V., nicht als Deutscher bezeichnet werden. Dunkel ist der Sinn des Satzes: „So zentral war Böhmen im Reich geworden, und so wichtig war das Recht der Fürstenwahl, daß mehrmals ein deutscher Bürgerkrieg und ein Weltkrieg an der Frage der böhmischen Fürstenwahl entbrannte." (S. 57) Einleuchtend ist, daß mit dem deutschen Bürgerkrieg der sogen. Böhmische Aufstand, der den Dreißigjährigen Krieg einleitete, gemeint ist; wie ist es jedoch mit dem „Weltkrieg"? Es könnte der 1. Weltkrieg darunter verstanden werden, dessen Anlaß die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand gewesen war. Doch da gab es längst keine „Fürstenwahl" mehr, den böhmischen Ständen stand lediglich das Recht zu, den Kaiser — mit seinem Einverständnis — zum König von Böhmen zu krönen. Wir sehen auch hier, wie „von ungefähr" Behauptungen aufgestellt werden, die sich als nicht stichhaltig erweisen — für einen Historiker eine bedenkliche Methode.

2. KÖNIG WENZEL UND DER HUSSITISMUS

Dieses Kapitel ist im Wesentlichen ein Sittenbild Prags im angehenden 15. Jahrhundert. Es ist viel die Rede von Kot, Huren, torkelnden Priestern, Freudenhäusern, Badestuben — sehr wenig jedoch von den geistigen Voraussetzungen und Strömungen dieser turbulenten Epoche. Ein mit dieser Zeit Unvertrauter könnte meinen, Hus wäre nur ein Sittenprediger gewesen (wie andere, z. B. Konrad Waldhauser, Militsch von Kremsier u. a. auch), dem es nur um Kampf gegen Sünde und Fleischeslust ging. Wir meinen, dieser Hus gerate in gefährliche Nähe des marxistischen Hus, weil nämlich infolge der unzulässigen Verteilung der Gewichte der eigentliche Hus, in seinem Kern der religiöse Reformator, der Kämpfer für die Wahrheit (zur Zeit der Hussitenkriege lebte er nicht mehr) gar nicht erfaßt wird, da nur ein Teilaspekt geboten wird. Dieser Hus, sagt Freund bezeichnenderweise, sei auch nicht mehr sehr weit von der materialistischen Geschichtsauffassung entfernt. Völlig richtig, dieser Freundsche Hus nicht, möchten wir hinzufügen: Extreme berühren sich.

Peinlich wirkt es, wenn man solche Widersprüche entdeckt, daß der eine Satz den anderen aufhebt: „Hus machte keinen Unterschied zwischen reich und arm, zwischen Tschechen und Deutschen. Er unterschied nur zwischen züchtigen und unzüchtigen Menschen. In Wirklichkeit waren die oberen Klassen und die Deutschen die Träger der Unzucht, einfach deshalb, weil die Armen das Geld für die Unzucht nicht hatten.

In den Elendquartieren war das Laster genauso zu Hause" (S. 58 — kursiv gedruckt vom Verfasser). Auch der Nachsatz, der dann folgt: „Aber dort schmückte es sich nicht und verleugnete nicht den viehischen Ursprung" hebt den Widerspruch nicht auf, sondern kennzeichnet nur die andere Art des Lasters.

Verzeichnet scheint uns auch das Bild König Wenzels, des Sohnes und Nachfolgers Karls IV., der i. J. 1400 als „fauler und unnützer Herrscher" von den Kurfürsten abgesetzt wurde. Obwohl er dem Trunk und der Jagd (Frage des Verf.: ist Jagd an und für sich eine „niedere" Leidenschaft?) ergeben war, haben die historischen Forschungen ergeben, daß er nicht der Wüterich war, als den ihn Spottlied und Sage des Volkes in einer bewegten Zeit hingestellt hatten. Freund zeichnet nun Wenzel als wahrhaft infernalisches Wesen und behauptet dann erstaunlicherweise, er käme „aus den tieferen Schichten des Slawentums". Wieso eigentlich, da ja die Deutschen die „Träger der Unzucht" waren?

Was sollen wir mit folgendem Satz anfangen: Wenzel gehöre zu den Hussiten, „die allzuoft die deutsche Geschichte gemacht haben und deren letzter Adolf Hitler war" (S. 60)? Der „Hussite" Wenzel war durch die Erstürmung des Prager Neustädter Rathauses durch die (echten) Hussiten i. J. 1419 so erschreckt worden, daß er starb. Auf derselben Linie liegt es, wenn Freund sagt: „Wenzel war ein Freund der Ketzer und dadurch *irgendwie* (sic! — d. Verf.) ein Wegbereiter des tschechischen Luther Jan Hus." (S. 61) In Wirklichkeit hatte Wenzel in seiner Ohnmacht die Dinge nur treiben lassen, wie auch seine Zugeständnisse an die Tschechen (z. B. das Kuttenberger Dekret 1409) nur reichspolitische Hintergründe hatten (er erhoffte sich vom Konzil v. Pisa seine Anerkennung als römischer König, die Deutschen an der Universität waren jedoch für den Papst und gegen das Konzil).

Noch schwieriger ist es, etwas mit dem „letzten Hussiten" Adolf Hitler anzufangen. Analogien lassen sich mit einiger Geschicklichkeit und Wagemut zu Anachronismen immer finden, so wären, um Freund zu zitieren, beide „Licht und Feuer aus den Vulkanen der deutschen Katastrophen" (S. 61), so wäre ihnen vielleicht die zerstörerische Dämonie ihres Wirkens gemeinsam. Jedoch bleibt dies nur am Rande: kaum einmal wird das deutsche Volk einem Hitler ein nationales Denkmal setzen, wie dies die Tschechen ihrem Hus auf dem Prager Altstädter Ring getan haben. Magister Hus war in seinem sittlichen Wollen und in den Motiven seines Handelns — wir Deutsche müssen dies zugeben — eine integre Persönlichkeit, was man von Hitler nicht behaupten kann.

Aus all diesen angeführten konkreten Beispielen erhellt, daß der „Deutschen Geschichte" M. Freunds — den besprochenen Kapiteln nach zu urteilen — nur sehr bedingt der Rang eines wissenschaftlichen Werkes zuerkannt werden kann; ein — euphemistisch ausgedrückt — feuilletonistischer Stil, Kombinationsgabe und Phantasiereichtum können nicht über den manchmal eklatanten Mangel an Sachkenntnis, über die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit in der Behandlung der historischen Gegebenheiten hinwegtäuschen.

Wer M. Freund aus seinen Beiträgen für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" kennt, wird dieses Buch enttäuscht aus der Hand legen, wenn er diese seine Darstellung der älteren böhmischen Geschichte gelesen hat.

Dr. F. Indra

FORUM

NOTES ON HELMUTH K. G. RÖNNEFARTH'S BOOK "THE SUDETEN CRISIS IN INTERNATIONAL POLITICS", publication No. 21 of the INSTITUTE FOR EUROPEAN HISTORY, DEPARTMENT FOR UNIVERSAL HISTORY, MAINZ (Franz Steiner Verlag, Wiesbaden).

Whoever in future undertakes to deal with Czechoslovak affairs between 1930 and 1939, will not be able to pass over this comprehensive and abundantly documented book, which, to our knowledge, is the first to represent the "Sudeten Crisis" using all the material at present accessible and supplementing it by reports of living witnesses; in a supplementary volume the entire original sources are reprinted. The author has not been personally involved, which may enhance the objectivity of his account and lose us psychological imponderabilia of importance. Some small mistakes (Dr. Köllner and Ernst Kundt, e. g., were arrested in 1933, and not in 1937) and errors in translation cannot detract from its great value.

The first chapter ("From Peace Politics to Power Politics") shows how in the thirties the consolidating National-Socialist regime replaced the ideas of international law by those of power politics. For us Sudeten Germans the words of the preface are of interest: "The Sudeten German question has not been made by the National-Socialists, it was much older than Hitler and Henlein", though Hitler, "officially" protesting legal arguments, unscrupulously used it to start another world war, and it was a tragic fact that the restoration of internationally acknowledged law was effected by him through threat of force. In his second chapter Rönnefarth deals with the "Problem of the Czechoslovak State and the Origin of the Sudeten German Question". It is with suspense that we follow the manifold efforts of the Sudeten Germans and of the Czechs (e. g. the Agrarians) to bring about some reasonable settlement; they all failed owing to Beneš's and other chauvinists' uncompromising hostility. He who after reading this book goes on calling Beneš an "exemplary democrat", a "good European", a "peace-loving statesman" will act against his better knowledge. The following chapters (Austria's "Anschluß" and its Consequences; The Karlsbad Programme; The Weekend Crisis and the Communal Elections (May 1938); Between Crisis and Compromise; Runciman's Mission) are the background of the final act, the entangled events from the end of August till October 1938 which happened at Nürnberg, Berchtesgaden, Godesberg, Munich; they are represented in minute detail and almost in their hourly sequence.

The reviewer tries to point out some essential results:

1. There is no doubt that Henlein, at least until the end of 1937, and the Sudeten German Party into the late summer of 1938, repeatedly tried to reach a reasonable compromise with the Czechs. The turning point seems to have been Henlein's secret report to Hitler in November 1937; its evaluation as a historical document is so difficult, because Henlein, in his "fight on many fronts" (against the Czechs, the various Sudeten German groups directly cooperating with the SD, the Gestapo, the "Volksdeutsche Mittelstelle", the Foreign Office of the Reich), was forced to behave very "National-Socialistically" to get a firm footing in his dealings with those radical groups.

2. Hitler's real aims were unknown even to the Foreign Office, the Wehrmacht, etc.

3. The Sudeten German Party communicated with Berlin through Henlein and Karl Hermann Frank, and they purposely both did not inform the "constitutional" organs of the Party, e. g. its "Hauptleitung". Frank had contacts with radical agencies of the National Socialist Party, the SD etc which were unknown even to Henlein. Even today people who then thought they had some insight into those proceedings, are shocked at the extent of such "secret policies".

4. There is unequivocal evidence that, on the Czech side, it was Beneš who under no

circumstances whatever was willing to accept a settlement, and quite consciously preferred a European war, even at the price of the temporary annihilation of Czechoslovakia, although Great Britain and France had left no doubt that even after a victorious war its restoration in the boundaries of 1938 was out of the question.

5. The British, above all Chamberlain and Halifax, acted as real "negotiators" on moral principals towering high above Hitler's power politics. They had come to see the injustice done to the Sudeten Germans by refusing them the right of selfdetermination in 1919, and now tried to avert the threatening consequences in a peaceful way. In many quotations the Western statesmen are shown to have envisaged with astonishing clarity, at that time already, the consequences of Germany's possible collapse.

6. Mussolini's role in bringing about the Munich Agreement is shown to have been even more important than is usually assumed.

7. For Hitler, the Sudeten Germans were only a tool with which to start his megalomaniac plans for the subjugation of Eastern Europe. The honest idealism of the Sudeten Germans was shamelessly misused. If in the much debated "Twenty Tenets relating to the Sudeten German Question" passed by the Sudeten German Council and other bodies point six states that the Munich Agreement "was extorted in an abominable way by Hitler playing an unscrupulous game with the fate of the Sudeten Germans", we must acknowledge this statement as valid after studying Rönnefarth's book.

8. We Sudeten Germans will have to change our emotional attitude to the Munich Agreement. Undoubtedly it is a legally valid treaty, and it was certainly welcomed by the Sudeten Germans as their liberation from Czech oppression. However, they did not know the conditions under which they were incorporated; nor did they know that after their incorporation self-determination was out of the question, and that already in 1938 they were only objects of a policy pursuing ends of which the overwhelming majority had no idea.

9. In violation of all his solemn declarations ("After the solution of the Sudeten Question there exist no territorial claims for me in Europe", etc.) Hitler soon made it clear that sheer force was the only principle of his policy. It is dreadful tragedy that nations must do terrible penance for the madness of individuals or small groups.

Walter Brand, Waldkraiburg

LETTERS REFERRING TO THE "FORUM" OF „SUDETENLAND" 1961/1 (Synopsis)

In the above "FORUM" two passages from Michael Freund's "Deutsche Geschichte" (Bertelsmann, 1960) were reprinted, and letters dealing with the characters (Charles IV, Wenceslas IV, Hus) and problems treated therein were invited.

Dr. Rudolf Mainzer's letter:

Dr. Mainzer welcomes the broad space given in Freund's book to Bohemian affairs, but thinks it a precarious model of "historical impressionism" (Ritter). The two chapters call for supplementation and correction. Charles IV, who spent his first 7 years in native Bohemia, and was then brought up at the French court, was certainly not "a Czech at heart"; from his autobiography we know that he had quite forgotten the Czech language when he returned home at the age of 18, and later he mastered French, Italian, German, and Latin, besides Czech. He was an exemplary European monarch striving to promote both nationalities of Bohemia alike and doing away with national barriers, e. g. with regard to admission to monastic orders. Dr. Mainzer's objections to Freund's representation of Hus and Hussitism are even stronger. Hus was not simply a "Bohemian Savonarola", there were a number of religious moralists preaching in those times (e. g. Konrad Waldhauser, Militsch von Kremsier, Adalbert Ranconis — the latter, a Czech from Southern Bohemia, became Rector of Paris University in 1355 and later taught in Oxford; after his return to Prague he left an endowment to Czechs studying in Oxford).

Freund is clear about the Golden Bull and its importance for Bohemia and the Reich; we must, however, reject his characterisation of Wenceslas IV: "He belonged to the Hussites, who too often have made German history, and the last of whom was Adolf Hitler" — such a formula does not explain anything in Hussitism or in Hitler. This chapter is not a contribution to objective historiography, but rather a piece of "Kultur- und Sittengeschichte" in Johannes Scherr's style — historical novels, of which Dr. Mainzer quotes a number of titles, will offer more thrilling and richer pictures of those times.

Dr. F. Indra's letter:

Official Marxist representation of Bohemian history narrows historical vision unbearably, e. g. by making Hus an almost communist tribune of the people (see Sudetenland I/4); Freund's book, on the contrary, makes interesting reading full of surprising analogies, but its author renounces from the beginning all claims to objectivity, calling objective historiography a phantom. This is certainly not compatible with Ranke's imperative to describe "how it was".

Concerning Charles IV: Dr. F. Indra objects to Freund's sentence: "He was not the first nor was he the last Bohemian to rule the Reich" — before Charles IV there was no Bohemian King Emperor of the Reich; and his assertion "Golden Prague almost became Germany's capital" is, to say the least, unclear.

Freund thinks that Charles' Golden Bull enhanced the political disintegration of the Reich, 4 electors failing to have any real responsibility or function; Dr. F. Indra stresses that their odd number (7) prevented ambignous elections until 1806, and that the Bull remained the most important basic law of the Reich; he denounces Freund's journalese as unfit for scientific representation, quoting examples. He opposes such sentences as these: "Charles had been a Czech of German education", or "A Czech at heart, he tried to bring about a Slav renaissance by means of German culture"; he thinks Charles IV was neither German nor Czech, but a "Bohemian" loyal to his country as a geographical unit. He who founded the first university of the Reich, made Prague a city of German culture, chose Johannes of Neumarkt for his Chancellor, can hardly be called a Czech, though his mother was a Premyslidic princess — the late Premyslids cannot unreservedly be called Czechs, Wenceslas II e. g. being a Minnesinger of some standing. The Emperor's compromising character shows up in his decision that the Raudnitz prebends should be given not only to Czechs (as the founder had provided), and on the other hand, he recommended the Cistercians to accept also Czech novices. In view of the strong Italian influences it was certainly not only "German culture" that promoted the alleged "Slav renaissance" — that renaissance was certainly more a Central European than a Slav affair.

Concerning King Wenceslas IV and Hussitism: This chapter is a picture of manners and morals in Prague at the beginning of the 15th century. Hus is seen as a preaching moralist, and Freund goes as far as to say he was not far from a materialistic interpretation of history. But Hus was essentially a religious reformer. Charles' son and follower, Wenceslas IV, was deposed by the electors as "a lazy and useless sovereign".

Freund makes him an infernal tyrant coming "from the deeper layers of Slavdom" and belonging to the Hussites "who too often made German history, and of whom the last was Adolf Hitler". But this "Hussite" Wenceslas was so frightened when the real Hussites took the Neustadt townhall by storm that he died, and it is his weakness that accounts for the Kuttenberg decree of 1409. Calling Hitler the "last Hussite" does not do justice to Hus, who was a man of moral integrity in his intentions and motives, which cannot be said of Hitler.

Thus Dr. F. Indra does not think Freund's "Deutsche Geschichte" can be called a scholarly work; the author's journelese and teeming imagination cannot make up for his lack of factual knowledge, his carelessness, and superficiality. He who knows Freund's articles in the "Frankfurter Allgemeine Zeitung" will feel disappointed by his venture into Bohemian history.

Hugo Scholz — ein Dichter der Erde / Josef Schneider

Zum 65. Geburtstag

Es ist über dreißig Jahre her, daß ich, damals noch Gymnasiast, mit dem Namen Hugo Scholz bekannt wurde. Es war sein 1925 erschienener Bauernroman „Der versunkene Pflug", den ich in einer Buchhändlerauslage meiner kleinen sudetenschlesischen Musenstadt fand. Zwei Jahre später folgte der erste sudetendeutsche Grenzlandroman, dessen Titel „Noch steht ein Mann" eine symbolhafte Bedeutung für den Daseinskampf unserer Volksgruppe erhielt. Seinen dokumentarischen Wert hat er, wie die im Bogen-Verlag erschienene Neuauflage beweist, bis heute nicht verloren. Der Name des Autors aber, der auf mehr als dreißig Büchern mit einer Gesamtauflage von über einer halben Million steht, hat seinen guten Klang über alle Wandlungen der letzten Jahrzehnte hinweg behalten.

Hugo Scholz, am 27. Juli 1896 geboren, ist ein Bauernsohn — und er war selbst im ostböhmischen Ottendorf ein wohlhabender Landwirt, dessen Anwesen sich sehen lassen konnte. Seit vielen Generationen saßen die Scholzen auf dem Urlichhof, hinter dem sich der breite Waldhufenstreifen fruchtbaren Ackerlandes hinzog. Der Urlichhof verriet in seinen Formen, in den Torbogen und Flurgewölben noch die ins Volkstümliche ausschwingende Kraft des nahen Barockklosters Braunau, dessen Bau der große Kilian Ignaz Dientzenhofer majestätisch und edel in die Landschaft gesetzt hat.

Früh schon erwachte in Hugo Scholz der Drang zu schreiben, und der Gegensatz zwischen Beruf und Berufung schien erst zu einem Konflikt ausarten zu wollen. Der angehende Schriftsteller verließ den elterlichen Hof, wurde Schriftleiter im Egerland und kehrte erst in die Heimat zurück, als er keinen Widerstand gegen seine Neigung, die zur Leidenschaft seines Lebens wurde, mehr zu befürchten hatte. Dann aber reihte sich seit den Geschichten „Taldorfheimat" des Jahres 1923 Werk an Werk, und die innige Durchdringung von dörfischem Dasein und dichterischer Lebensaufgabe fand bald einen sinnvollen wie originellen Ausdruck: Mitten in seine Felder baute er sich eine einsame Dichterklause. Das Korn wogte bis an die Fenster heran. Hier entstanden in den arbeitsärmeren Monaten seine Bücher — und es wird niemanden verwundern, daß der Atem ländlichen Lebens würzig und unverfälscht in sie eingegangen ist. Die Dorfleute aber, Angehörige des humorbegabten schlesischen Stammes, fanden für diese originelle Dichterwerkstatt eine unübertreffliche Bezeichnung: die Spekulierbude!

Das Werk von Hugo Scholz umfaßt Romane, Novellen und Erzählungen, Dramen, Jugendbücher, Reiseberichte (Island und Siebenbürgen) und einige wenige Gedichte. Viele Jahre hindurch gab er die Zeitung „Scholle" und das Jahrbuch „Ackerbotschaft" heraus. Immer aber ist die „Welt des Bauern" — so heißt seine 1936 erschienene

Bauernfibel — Lebens- und Schaffensraum des Dichters gewesen; und Scholz verstand es, in diese Welt nicht nur das Wesen der Heimat zu bannen, sondern auch Lebensfragen des Landvolkes, ja des Volkes und des Menschseins schlechthin hineinzuprojizieren.

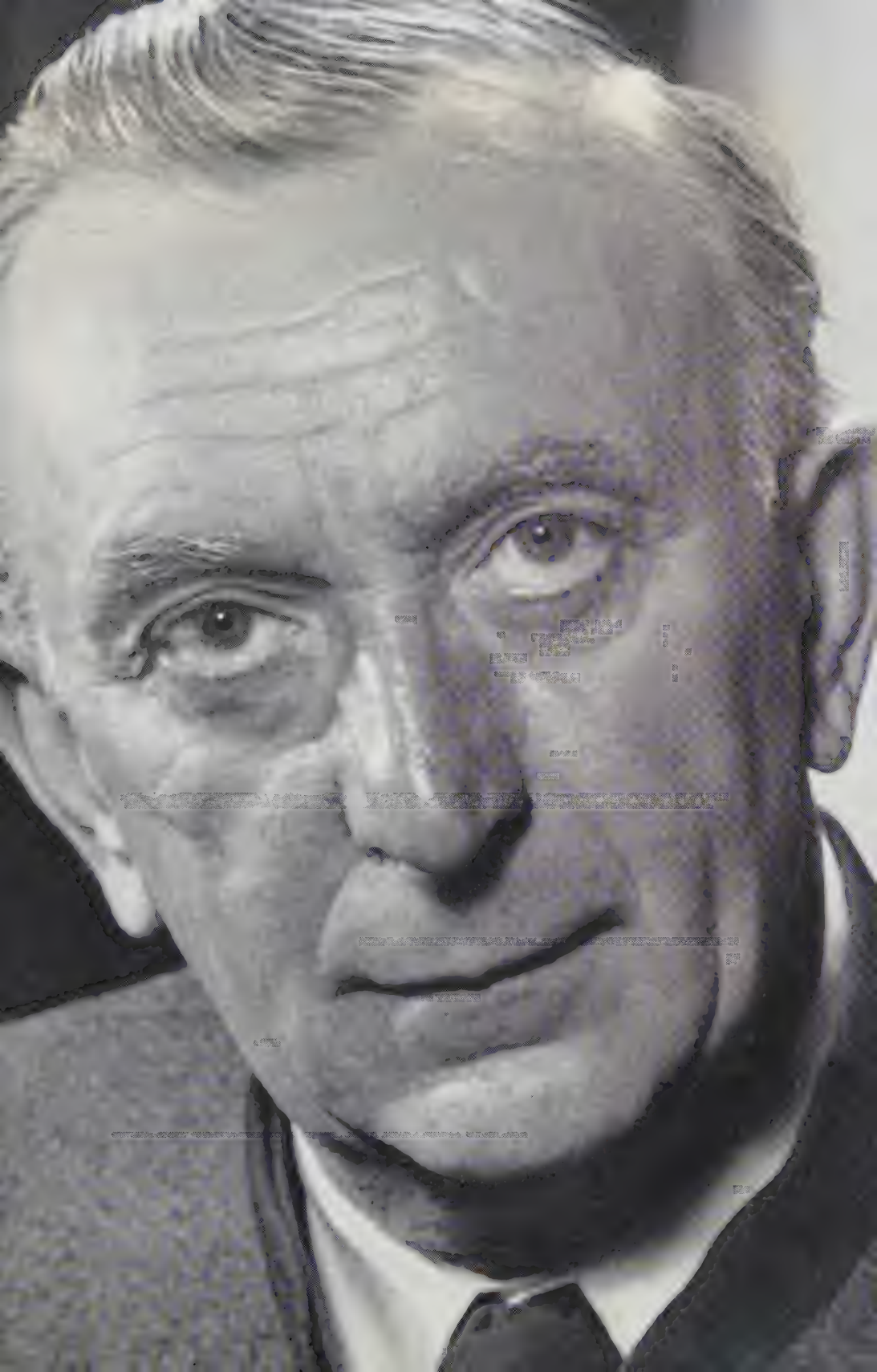
Es ist ein aufgeschlossenes, weltoffenes Bauerntum, dem wir in seinen Büchern begegnen. Abseits von aller zeitgebundenen Programmatik — man denke nur an die sogenannte „Blubo"-Literatur! — war es das Anliegen dieses erdverbundenen Dichters, das Bauerntum vor Verfall und Verstädterung zu bewahren, die Menschen wieder zur Scholle zurückzurufen, das Gesetz der Treue zum Boden neu in den Bauern zu verankern. Auch die großen Wandlungen im dörfischen Dasein, wie sie die Motorisierung und Mechanisierung mit sich brachten, wußte er in seinem 1960 erschienenen Roman „Das Dorf der 1000 Pferde" zu gestalten.

Was vor 1945 entstand, ist, soweit es nicht wieder aufgelegt wurde, zur Zeit völlig vergriffen. Hugo Scholz hat die Jahre nach seiner Vertreibung, die ihn ins schwäbische Allgäu führte, gut genützt. Verschiedene Romane hat er überarbeitet und neu herausgegeben, so „Tochter der Erde" und „Die weiße Wolke". Sein preisgekröntes Schauspiel „Hof ohne Erben" wurde von Laiengruppen sowie im deutschen und österreichischen Rundfunk aufgeführt. Neu entstanden die Romane „Das nie Verlorene", „Nur das nackte Leben" (die „Legende von Gdingen", in der Scholz das Schicksal von sechs deutschen Soldaten gestaltet, die bei einer Bunkersprengung verschüttet wurden und erst nach sechs Jahren wieder ans Licht kamen), „Heilendes Wasser" (der Lebensroman des Begründers der Wasserheilkunde Vinzenz Prießnitz aus Gräfenberg bei Freiwaldau) und der schon erwähnte Roman „Das Dorf der 1000 Pferde", der das Schicksal eines Bauernhofes in der Zeit der Technisierung zum Thema hat. Daneben stehen die Schinovelle „Die goldene Spange", die Erzählungen „Hochzeit ohne Wein" und „Der Fastendoktor von Lindewiese" sowie die beiden seiner ostböhmischen Heimat gewidmeten, reichbebilderten Erinnerungsbücher „Braunauer Felsenländchen" und „Unter der Felsenkrone". Auch die zahlreichen Kurzgeschichten, die Hugo Scholz in den letzten Jahren veröffentlicht hat, ergäben einen stattlichen Band.

Kurz nach seinem 65. Geburtstage beschenkt uns Hugo Scholz mit dem Lebensroman Ferdinand Porsches, des aus Maffersdorf (zwischen Reichenberg und Gablonz in Nordböhmen) stammenden Erfinders und Volkswagenkonstrukteurs. „Herr seiner Welt" — heißt der bei Adam Kraft erschienene Roman.

Heute lebt Hugo Scholz, der ein Volksschriftsteller von überraschender Fruchtbarkeit ist, mit seinem Sohne (ein zweiter ist ihm aus dem Kriege nicht mehr zurückgekehrt) auf einer Alm nördlich von Füssen. Hier hat er, der stets gern ein Bauer und ein Bauender war, sich eine eigene Hütte gezimmert. Die ganze Alpenkette von der Zugspitze bis zu den Oberstdorfer Alpen grüßt an wolkenlosen Tagen zu seiner neuen „Spekulierbude" herüber. Dem Gesetz, unter dem er angetreten, ist er, dieser liebenswürdige, erdverbundene, lautere Mensch, bis heute treu geblieben. Zeitlebens hat er die Botschaft des Ackers verkündet — und er tut dies heute in einer veränderten Welt immer noch. Jedes seiner Worte ist wahr, ob er es spricht, ob er es schreibt, und seine Kunst ist wie er selbst klar, einfach und gerade. Möge ihm in seiner Bergeinsamkeit noch manches Jahr beschieden sein und noch manches dichterische Werk gelingen!

HUGO SCHOLZ „Portrait"



ERNST WILD, Portrait

A. F. Dietzenschmidt / Heinrich Schubert

Sehr zu unrecht wurde von der heutigen Theaterwelt einer der bedeutendsten der Dramatiker vergessen, die das Sudetendeutschtum hervorgebracht hat: Dietzenschmidt. Dies ist umso unbegreiflicher, da der Dichter in der Stoffwahl seiner Dramen tief ins Menschheitliche hineingriff. Es bleibt unverständlich in einer Zeit, die nicht allzu reich ist an dramatischen Werken zeitgenössischer deutscher Dichter.

Anton Franz Schmidt wurde 1893 in Teplitz-Schönau, der deutschböhmischen Badestadt, in der Beethoven und Goethe oftmals weilten, geboren. Sein Vater stammte aus Ebersdorf, das hinter dem Mückentürmchen, einem der lieblichsten und schönsten Ausflugsorte des böhmischen Erzgebirges, liegt.

Fünf aus Schwaben eingewanderte Bauernfamilien hatten im 12. Jahrhundert dieses Gebirgsdorf gegründet; zäh hielten ihre Nachkommen die von ihren Ahnen gerodete Scholle fest, und meist heirateten sie (stolz auf ihre ererbte Zusammengehörigkeit) untereinander, — so holte sich Generationen hindurch der Dorfhandwerker Schmidt die Bauerntochter Dietze. Als der junge Dichter sich den Namen Dietzenschmidt (ohne Vornamen) wählte, wollte er damit stolz und bescheiden ein Treuebekenntnis zu seinen Erzgebirgsvorfahren ablegen.

1913 war er als Student der Journalistenhochschule nach Berlin gegangen. Vorher schon hatte er sein Frühwerk, die Tragödie „Jeruschalayims Königin" vollendet, dessen Heldin Schelome Alexandra ihren Namen der berühmteren Nichte Salome vererbt hatte; die historische Tragödie, die 1918 fast gegen den Willen des jungen Dichters veröffentlicht wurde, setzt sich mit den Problemen des ungehemmten Trieblebens auseinander, schon aber schwingt — seltsam Stimmung erzeugend — religiöse Untermalung hindurch. Farbensatt wird diese Melodie dann im Drama „Die Vertreibung der Hagar" (1916), das eigentlich die Tragödie der alt gewordenen Sarah ist, deren Eifersuchtstat das Glück aller vernichtet und sie selber in letzte, verzweifelte Einsamkeit stürzt. Kein Geringerer als Josef Nadler schreibt: „Hier sind schon die drei großen Komponenten Dietzenschmidtscher Dramatik: das religiöse Ringen um Gott (und um das von ihm Gewollte), die unbedenkliche Analyse und Schilderung erotischer Konflikte, — und das barmherzige Mit-Leiden mit den Armen, Verirrten, Geschlagenen. Wie Gerhart Hauptmann, der Schlesier, ist der sudetendeutsche Dietzenschmidt stets ein Dichter sozialsten Mitleids gewesen. Unüberhörbar zeigte sich dies in seiner Tragikomödie „Kleine Sklavin" (1918), einem Kampfstück wider den Mädchenhandel, das mit unbestechlicher Realistik das Schicksal eines verkuppelten vierzehnjährigen Proletarierkindes zum Vorwurf hat." Nach 1919 lief es als Serienerfolg über mehr als 200 Bühnen und eroberte sich in Übersetzungen das Ausland, — und die Heimat des Dichters, wo es in Prag tschechisch gespielt wurde. Mit den (teilweise als üble Reklame inszenierten) Theaterskandalen in Wien und Dresden war dem Moralprediger in der Wüste der Sensationslüsternen bitter Unrecht getan worden, dessen lebendige Anklage gegen gewissenlose Eltern und gegen den Sumpf damaligen Großstadtlebens von leidenschaftlichem Ethos getragen war. Er hatte das Drama in Brüx geschrieben, wohin er während des Ersten Weltkrieges zurückgekehrt

war und das er fortan als seinen eigentlichen Heimatwohnsitz ansah, auch wenn er immer wieder aus Berufsgründen in Berlin leben mußte. Im Novellenband „König Tod" (1918), einem modernen Totentanz, vollzog der Dichter jene innere Wendung zu den letzten Dingen und Fragen, die in allen späteren Werken aufleuchtet.

Im Bannkreis des berühmten Weltstadtapostels Dr. Carl Sonnenschein erfolgte seine Entscheidung zum aktiven Christentum. Das „schön und groß Legendenspiel ‚Christofer'" (1919), in dem sich Knecht „Offerus" zu seinem höchsten Herrn empordient und damit zum „Christopherus" wird, deutete nicht nur den neuen Standort des Dichters an. Es brachte ihm darüber hinaus den damaligen höchsten deutschen Dichterpreis, den „Kleist-Preis" ein, mit dem der junge Sudetendeutsche in die erste Reihe der gemeindeutschen zeitgenössischen Dichter und Dramatiker aufrückte. „Die St. Jakobsfahrt" (1920), das Drama um die ungesühnte Schuld eines schwäbischen Pilgers nach dem spanischen Wallfahrtsorte Compostella, das später der Prager Komponist Fidelio Finke zur Oper vertonte, ist das Erste jener langen Reihe von Dramen, die Stück um Stück des heutigen Lebens mit dem Geiste lebendigen Christentums zu durchdringen suchen. „Die Nächte des Bruders Vitalis" (1921), deren Stoff der Dichter der „Goldenen Legende" des Mittelalters entnahm, ihn mitten in unsere Tage setzend, lassen angesichts des lebenmordenden „Richtens nach dem äußeren Schein" den Bruder Leo in das erschütternde Bekenntnis: „Richtet nicht!" ausbrechen und allem Pharisäertum den Kampf ansagen. Das Legendenspiel „Regiswindis" (1923) offenbart die fortzeugende Kraft schwerer Gedankenschuld. Die unvergeßliche Volkskomödie „Vom lieben Augustin" (1925), von Ernst Křenek vertont, die gar nicht untergehen kann, weil sie in gültiger Form einen ewigen Menschheitsstoff behandelt, nimmt in der Gestalt des lieben Augustin das Schicksal der heutigen Vertriebenen und politischen Häftlinge vorweg und wird auch in Zukunft jedermann trösten und aufrichten, der eine äußere Welt verliert, um eine innere Welt zu gewinnen. Ebenso nimmt der Dichter in dem Drama „Verfolgung" mit dem Untertitel „Ein Albdruck in sieben Stationen" geradezu die Kunst eines Jean Paul Sartres voraus. Die „Hinterhauslegende" (1928), die im vergangenen Jahre neu aufgelegt wurde, ist das Spiel der „Gnade" inmitten der modernen Großstadt. In ihm lebt ein alter Talmudjude den heutigen Schein-Christen lebendiges Christentum vor. Das Judas-Drama „Der Verräter Gottes", das Judas aus Liebe zum Meister die Verräter-Rolle als Mitarbeiter Christi am Erlösungswerk auf sich nehmen läßt, greift tief hinein in das Walten der Vorsehung und in die Abgründe eines unbegreiflichen Glaubens-Geheimnisses. Die Uraufführung dieses letzten großen Bühnenwerkes Dietzenschmidts fand 1932 in Ulm an der Donau statt.

In der Umgebung Dr. Carl Sonnenscheins wurde Dietzenschmidt mit der von Wilhelm Carl Gerst und Leo Weismantel geführten Erneuerungsbewegung des Bühnenvolksbundes bekannt und zu einem ihrer bahnbrechenden Wegbereiter. Dietzenschmidt knüpfte an das mittelalterliche Mysterien- und Volksspiel an. Es entstanden eine Reihe starker Legenden- und Laien-Spiele, deren großartigstes wohl „Mariens siebente Herrlichkeit" (1923) darstellt, das erste und einzige Drama der Weltliteratur um die Himmelfahrt Mariens, ganze Sommer hindurch aufgeführt vor den barocken Wallfahrtskirchen in Mariazell (Österreich), Beuron (Hohenzollern) und Haindorf (Böhmen).

Neben Berlin, wo Dietzenschmidt als Theaterkritiker des „Berliner Tageblattes" und in der „Sudetendeutschen Kulturgesellschaft" wirkte, blieb er stets seiner Heimat treu, in der er seinen Wohnsitz in Brüx behielt und wo seine volkserzieherische Arbeit auch auf die Jugend seiner Sudetenheimat ausstrahlte. Von 1926 an widmete er sich Jahr um Jahr der katholischen Sudetenjugend bei den Sing- und Spielwochen in Braunau, Duppau, Groß-Ullersdorf, Haindorf, Mariaschein und Spornhau. Hier erarbeitete er mit der Arbeiterjugend seiner Heimat eine Reihe von Jugend- und Laien-Spielen, deren bekannteste der „Narr Tuvielgut" (1927) und das Rüpelspiel „Vom dummen Teufel Poltrioh" (1929) sind. 1928 erhielt der sudetendeutsche Dramatiker den 1. Staatspreis für deutsche Literatur in der Tschechoslowakischen Republik.

1933 wurde sein Name auf die „Unerwünschten-Liste" des Dritten Reiches gesetzt. Seine Werke durften nicht mehr gespielt, seine Bücher nicht mehr verkauft werden, bald wurden sie vernichtet. Immer stiller wurde es um den Dichter, der als Theaterkritiker des „Berliner Tageblattes" inneren Widerstand zu leisten versuchte. Von der Gestapo bedroht und bespitzelt, konnte er immer seltener und nur insgeheim noch die Verbindung mit der geliebten Jugend seiner Heimat aufrecht erhalten, — und trotzdem wagte er es, auch den Widerstand der deutschen katholischen Jugend im oberschlesischen Teil Polens zu stärken. In jener Zeit war für einen Dichter vom Formate Dietzenschmidts kein Platz mehr: schließlich mußte er vor der Verfolgung der Gestapo nicht nur Berlin, sondern auch seine Sudetenheimat verlassen und in die Verborgenheit eines stillen Schwarzwald-Dorfes flüchten. Krankheit und Not zehrten an der Lebens- und Schaffenskraft des Dichters. Er war der geborene Dramatiker. Der Goldglanz seiner Poesie reichte bis in die Regie-Anweisungen hinein. An dem am 17. Januar 1955 verstorbenen und am 20. Januar 1955 auf dem Kiensau-Friedhof in Eßlingen beigesetzten Dichter ist viel gut zu machen. Vielleicht wird die Grabrede Josef Mühlbergers einmal der Anlaß zu einer Dietzenschmidt-Renaissance!

ZWEI UNGLÄUBIGE

Zwei Ungläubige betraten eine Kirche, in der eben das Meßopfer abgehalten und zur Wandlung geläutet wurde. Der eine blieb aufrecht stehen, der andere kniete mit den Betenden nieder.

„Wie konntest du knien?" fragte ihn beim Fortgehen sein Gefährte, „du glaubst ja nicht."

„Ich beugte mich vor dem Glauben der andern", erhielt er zur Antwort.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Kollektiv-Ausstellung Ernst Wild / Xaver Schaffer

Im Jahre 1952 verlieh die Stadt Kempten/Allgäu einem jungen, nur wenig bekannten Künstler ihren Kunstpreis; der Name des Malers und Graphikers *Ernst Wild* ging erstmalig durch die Zeitungen Oberbayerns.

Es schien seinen Bekannten und Freunden aber dennoch ein Wagnis, als sich der Künstler, kaum daß er in der „Provinz" eine gewisse Anerkennung gefunden hatte, in München niederließ, um in dieser Kunst-Metropole Fuß zu fassen. Zunächst arbeitete er hier in der gleichen Art weiter wie bisher, auch kümmerte er sich nicht sonderlich um all die neuen und allerneuesten Ismen, Kunstrichtungen und Kunstkämpfe innerhalb der Maler, Graphiker und Bildhauer. Es ist vielleicht nicht ganz zutreffend, wenn man bei einer flüchtigen Kenntnis seiner Arbeiten sagen würde, er habe damals nur gegenständliche Bildnisse, Landschaften oder figurale Kompositionen geschaffen. Aber sicher ist, daß er zu keiner Zeit den Ehrgeiz hatte, irgendeiner der so laut gepriesenen neuen Richtungen nachzulaufen.

Daß man in München dennoch auf den jungen Künstler aufmerksam wurde, verdankt er also keineswegs zunächst seiner Malerei, sondern seinen Arbeiten als Gebrauchsgraphiker, genauer gesagt, seinen impulsiven und großartig unkonventionellen Plakatentwürfen.

Die Plakatkunst darf man als den jüngsten Zweig der Gebrauchsgraphik bezeichnen, denn in ihrer eigentlichen Entfaltung ist sie nur wenig über ein halbes Jahrhundert alt. Erst seit etwa 1890 ist sie Gegenstand künstlerischer Betrachtung geworden und hat sich von Paris aus über Europa und Amerika durchgesetzt. Unter dem Einfluß japanischer Flächenmalerei wurde einfachste Darstellung in kräftigen Farben erstrebt. Ein so junger Kunstzweig kann sich also nicht auf die Vergangenheit stützen, sondern muß sich dem lebendigen Heute voll und ganz verpflichtet fühlen. Der Eindruck des Plakates beruht auf seiner Fernwirkung, seiner Attraktivität und dem Vermögen, Wünsche zu erwecken. Das Plakat im heutigen Sinne wurde aus dem Jugendstil geboren, zu dem — wir müssen es immer wieder betonen — Künstler aus dem Sudetenland wesentliche und bestimmende Beiträge geliefert haben. Als Klassiker der Plakatkunst gilt Henri de Toulouse-Lautrec mit seinen farbigen Lithographien, und man darf auch sagen, daß in der Plakat-Malerei die Franzosen in geistvoller Drastik am weitesten gingen. In Deutschland erreichte die Plakatkunst in der Zeit zwischen 1910 und 1936 ein gutes Niveau und gab sogar beachtliche Impulse für die Plakatkunst der Österreicher und Schweizer. Später und besonders während des Krieges sank die Plakatkunst in Deutschland auf einen tiefen Stand ab. Umso überraschender war es, daß es in der Nachkriegszeit jungen Künstlern in kurzer Zeit und mit imponierender Leistung gelang, die Generationslücke zu schließen.

Diese jungen Künstler, zu ihnen gehört *Ernst Wild*, besaßen neben handwerklichem Können und künstlerischer Begabung ein lebendiges Zeitbewußtsein. Ernst Wild selbst aber verfügte darüber hinaus auch noch über ein großes Maß von Phantasie und Humor und diesen zwei Eigenschaften verdankt er nicht zuletzt seinen erstaunlichen Aufstieg. Auf einer Ausstellung in Essen (1961) rangierten seine Plakatentwürfe unter

den zwanzig besten der Jahre 1960/61; er schuf das vielbeachtete Plakat zu der großen Münchner Ausstellung „Aufbruch zur modernen Kunst" (1958), holte sich vielfache Preise bei Wettbewerben für Plakate zu den Ausstellungen im „Haus der Kunst", errang 1956 bereits einen Preis beim Plakat-Wettbewerb für die Ausstellung „Deutsches Olympia", im selben Jahr den ersten Preis im Wettbewerb für ein Plakat zur „Kieler Woche" und bekam auch die Plakate für „150 Jahre Oktoberfest", „Künstlerhaus München" und „800 Jahre München" in Auftrag.

Man sagt, daß in der Gebrauchsgraphik des Malers Ernst Wild von Anfang an neben starker Impulsivität mehr malerische Einfälle steckten als in seiner Kemptener und ersten Münchener Malerei. Wenn dies zutreffen sollte, so hat sich seither im Werdegang des Künstlers ein tiefgehender Wandel vollzogen, der einsetzte, als der Maler und Graphiker von seinen Studienreisen aus Spanien (1956) und Italien (1959) zurückgekehrt war. Inzwischen hat Ernst Wild auch Gelegenheit genommen, die Pariser künstlerische Atmosphäre kennenzulernen. Er malt seither mit Vorliebe oft großformatige Bilder, von denen einige in München bei den Ausstellungen im „Haus der Kunst" gezeigt wurden und Beachtung fanden. So wohl auch bei Rolf Becker, dem Inhaber der Neuen Galerie im Künstlerhaus in München, der sich aus mäzenatischer Gesinnung der aufstrebenden Talente annimmt. Er erkannte das impulsive und starke Talent Ernst Wilds und zeigte einige seiner Arbeiten im Ausland. Das Echo gab Herrn Becker recht und so geschah es durchaus wohlbedacht, daß die Neue Galerie im Künstlerhaus mit Arbeiten des Egerländer Malers eröffnet wurde. Man darf hier das Wörtchen „wohlbedacht" betonen, weil eine Galerie im Münchner Künstlerhaus, das mit den großen Namen aus der Münchner Künstlerwelt und mit der Künstler-Gesellschaft Allotria auf das engste verbunden ist, ein strenges Qualitätsbewußtsein verlangt.

Ernst Wild entstammt dem Egerlande, er ist 1924 in Altrohlau bei Karlsbad geboren, besuchte die Bürgerschule und von 1938 bis 1942 die Kunstgewerbeschule in Karlsbad bei Prof. Adolf Hegenbarth. Er wurde Soldat und ließ sich 1949 nach seiner Entlassung aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft im Allgäu nieder.

Zur Ausstellung in der Neuen Galerie im Künstlerhaus erschien ein ausgezeichnet gestalteter Katalog mit zahlreichen schwarzweißen und farbigen Reproduktionen und mit einer eingehenden Besprechung der Arbeiten aus der Feder des bekannten Münchner Kunstkritikers Wolfgang Christlieb, aus der hier einiges zitiert sei:

> *„Es ist das Gefühl großer, elementarer Natur, das uns anspricht und uns die Vorstellung von Kraft und Weite vermittelt, gleichgültig, ob wir uns mit Einzelheiten der Naturerfahrung identifizieren, oder ob wir uns der Möglichkeit überlassen, die Anschauung auf das freie Spiel der Farben und Farbspannung hinübergleiten zu lassen. Ernst Wild hält beide Möglichkeiten offen und es scheint, daß die Beweglichkeit der Interpretationen, die er dem Betrachter läßt, zu den Wirkungsmitteln seiner Kunst gehört. — Und doch möchte vor solchen Bildern daran erinnert werden, daß die Gewalt des Ausdruckes nicht bestünde, ohne die Gewalt des Gefühls — die Wucht der Felsen, das Leuchten des Himmels, Glanz des Meeres, das sind die Elemente, die den Bildern von Ernst Wild ihre Realität verleihen."*

Grillparzers „Libussa" auf Burg Hohenberg / Hans Klein

Wenn heuer zum erstenmal Grillparzers Trauerspiel „Libussa" in vier Sommernächten auf Burg Hohenberg im Fichtelgebirge, unweit von Wunsiedel, unter freiem Himmel gespielt wurde, so war diese Aufführung ein Bekenntnis und ein Aufruf. Ein Bekenntnis: ein Schauspiel, dessen Stoff der alttschechischen Sage entstammt und die Gründung Prags behandelt, wird — ein Zeichen der Völkerverständigung — von einer deutschen Bühne („Der Morgenstern") vor atemlos lauschenden deutschen Menschen auf einer deutschen Grenzburg mit dem Blick auf Eger und Franzensbad, auf Kaiserwald und Erzgebirge aufgeführt in einer Zeit, in der die Fieberkurve der Ost-West-Spannung ihren bisher höchsten Stand erreicht hat und in der die Propaganda der Gegenseite sich nicht genug tun kann in der Behauptung von Rache- und Revanchegelüsten der Bundesdeutschen! Und ein Aufruf will sie sein: möge doch Deutschland, möge doch Europa, möge doch die Welt zur Kenntnis nehmen, was Österreichs größter Dramatiker in diesem nachgelassenen Werk als politisches, nein — als geschichtsphilosophisches Bekenntnis und als Prophetie ausgesprochen hat! Denn in einer Zukunftsvision gipfelt im letzten Akt die Tragödie der tschechischen Herzogin Libussa, die durch ihre Vermählung mit dem Bauern Primislaus ihr Volk aus der mythisch-matriarchalischen Zeit in die harte Welt der von Männern bestimmten Staatlichkeit hinübergeführt hat.

Vier Akte dieses vielschichtigen Dramas handeln von dem seelischen Ringen dieser beiden Liebenden miteinander, das sinnbildlich den historisch notwendigen Übergang der von mütterlicher Liebe gelenkten Gemeinschaft eines in vorgeschichtlichem Dasein dumpf, aber glücklich dahinlebenden jungen Volkes in die härtere Arbeitswelt der geschichtlichen Existenz spiegelt. Mit Primislaus und der Gründung seiner ersten Stadt tritt dieses Volk aus seinem mythisch verklärten Urzustand ins historische Dasein. Mit diesem schicksalsvollen Schritt aus dem prähistorischen Dunkel ins Licht der Geschichte endet aber auch das familienhaft gebundene, vom Gefühl regierte Gemeinschaftsleben, und ebenso endet Libussas Herrschertum und Eigenwille, als sie nach langem Seelenkampf dem selbstgewählten Partner die Hand zum Ehebunde reicht und sich ihm, den sie zu sich emporheben wollte, als liebende Gattin unterordnet.

Aber ihre Hingabe an das männliche Prinzip hat der stolzen Herzogstochter den Lebenswillen gebrochen. Sie kann in der neuen Welt nicht mehr leben, nur segnen kann sie sie noch. Als sie in der grandiosen Schlußszene dieses Trauerspiels der neugegründeten Stadt Prag, von ihrem Gatten darum gebeten, die Weihe geben will, da erwacht zum letztenmal ihre übersinnlich-prophetische Kraft. In einer erschreckenden Vision sieht sie zuerst die Wirrnisse und Kämpfe voraus, die dem Menschen, der die Grundlage eines natur- und gottverbundenen Daseins verlassen hat, aus dem Zusammenleben mit anderen Stammesgenossen und anderen Völkern erwachsen werden — die Ströme von Blut, vergossen im Streit widerstrebender Meinungen und Weltanschauungen, in Kriegen um materieller Vorteile willen und schließlich um die Weltherrschaft — die Auflösung aller Gemeinschaftsbande und den Verfall von Sitte und Ehre:

„Nicht mehr mit blutgen Waffen wird man kämpfen,
der Trug, die Hinterlist ersetzt das Schwert.
Das Edle schwindet von der weiten Erde,
das Hohe sieht vom Niedern sich verdrängt
und Freiheit wird sich nennen die Gemeinheit,
als Gleichheit brüsten sich der dunkle Neid . . .“

Scheint so der Segen, den sie sprechen wollte, sich in einen Fluch verwandelt zu haben, so taucht dennoch hinter der Vision des chaotischen Massenzeitalters die Hoffnung einer Synthese zwischen dem weiblichen Prinzip der Natur- und Gottnähe und dem männlichen Prinzip des Handelns, Schaffens und Kämpfens auf:

„Der Mensch ist gut, er hat nur viel zu schaffen,
und wie er einzeln dies und das erschafft,
entgeht ihm der Zusammenhang des Ganzen . . .
So wird er schaffen, wirken, fort und fort,
doch an die Grenzen seiner Macht gelangt,
von allem Meister, was dem Dasein not,
wird er die Leere fühlen seines Innern.
Beschwichtigt das Getöse lauter Arbeit,
vernimmt er neu die Stimmen seiner Brust.
Dann kommt die Zeit, die jetzt vorübergeht,
die Zeit der Seher wieder und Begabten.
Das Wissen und der Nutzen scheiden sich
und nehmen das Gefühl zu sich als Drittes.
Und haben sich die Himmel dann verschlossen,
die Erde steigt empor an ihren Platz,
die Götter wohnen wieder in der Brust
und Demut heißt ihr Oberer und Einer.
Bis dahin möcht ich leben, gute Schwestern,
Jahrhunderte verschlafen bis dahin.
Doch soll's nicht sein, die Nacht liegt schwer am Boden,
und bis zum Morgen ist noch lange Zeit.
Die Kraft versiegt, mein Auge schwimmt im Dunkel“.

In der übermenschlichen Anstrengung dieser Prophetie hat sich Libussens Lebenskraft erschöpft — aus ihrem Geschmeide soll eine Krone geschmiedet werden als Symbol jener fernen Endzeit des harmonischen Ausgleichs der männlichen Welt des Geistes und der Arbeit und der weiblichen Welt des Gefühls und des Einklangs mit der Natur.

Dieses geschichtsphilosophische Drama aufgeführt zu sehen im Angesicht eines mit Stacheldraht und Wachttürmen umgürteten Landes, in dem durch mehr als sieben Jahrhunderte Tschechen und Deutsche neben- und untereinander wohnten und ihre Kulturgüter austauschten, war ein erschütterndes, unvergeßliches Erlebnis!

Zu Grillparzers Trauerspiel hat *Leonhard Metzner* eine Bühnenmusik geschrieben, die sich dem geistigen Aufbau des Dramas entsprechend aus drei Motivgruppen entwickelt: zunächst Themen, die das weibliche Einssein mit den universalen Kräften der Natur ausdrücken, dann stark rhythmische, das männliche Wesen kennzeichnende Motive und schließlich eine kontrapunktische Verbindung beider Gruppen entsprechend der Schlußvision eines harmonischen Zusammenklangs männlicher und weiblicher Elemente.

Unter den zahlreichen Schauspielern ragten *Ilse Dannehl* und *Günther Hüttmann* als die Darsteller der beiden Hauptrollen hervor. Der Inszenator *Dr. Reinhold Netolitzky*, aus historischen Gründen auf das malerische spätmittelalterliche Burginnere verzichtend, deutete das frühgeschichtliche Milieu in wenigen Versatzstücken, in den Gewändern und Requisiten an und erzielte durch deren Form und Farbe Bilder, die sich vor dem nachtdunklen Himmel eindrucksvoll abhoben. Sein Verdienst war außer der Gesamtkonzeption dieser Grenzlandspiele der ehrfurchtsvolle Dienst am Dichterwort, der sich in der klaren Diktion aller Sprecher wohltuend kundtat.

Grillparzer, der Österreicher, hat 1847 aus einer nationalen tschechischen Sage ein Menschheitsdrama geformt. 1961, in einer Zeit maßlos vergifteter politischer Atmosphäre, haben deutsche Menschen dieses Drama gespielt als einen Beitrag zur Völkerversöhnung. Darin liegen Sinn und Bedeutung von Stückwahl und Aufführung. Diese politisch-kulturelle Tat verdient Anerkennung.

*

BAROCKMALER IN BÖHMEN. Im Kölner Wallraf-Richartz-Museum, anschließend im Prinz-Carl-Palais in München (Bayerische Akademie der Schönen Künste) und im Germanischen National-Museum in Nürnberg war eine Auswahl von Barockmalerei zu sehen, die in dieser Zusammenstellung erstmalig ist. Das Kulturwerk der Sudetendeutschen, der Adalbert-Stifter-Verein hat als Veranstalter kostbare Tafelbilder, Zeichnungen, Stiche aus vielen Sammlungen der Bundesrepublik, vornehmlich den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, dem Germanischen National-Museum und aus Wien zusammengetragen. Angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten und der Tatsache, daß das meiste und wichtigste im Ursprungsgebiet, in den ehemaligen Kronländern Böhmen, Mähren und Schlesien, geblieben ist, muß die Zusammenstellung von 150 Titeln als mustergültig und weitgehend repräsentativ bezeichnet werden. Es läßt sich auch hoffen und erwarten, daß diese Ausstellung — und dafür liefert der von Dozent *Dr. Erich Hubala* erstellte Katalog vorzügliche Unterlagen — Ausgangspunkt für eine umfassende Darstellung des Barocks in Böhmen (und natürlich nicht weniger auch in Mähren und Schlesien) wird.

Zu den eigentlich unverständlichen Versäumnissen der deutschen Kunstgeschichte (auf literarischem Gebiet haben die Forschungen und Veröffentlichungen von Professor Dr. Herbert Cysarz ja bereits das Wesentliche seit Jahrzehnten geleistet) gehört es, daß man der abendländischen Begegnung, Zusammenfassung und Gipfelung des Barocks in Europas Mitte kaum mehr als Einzeluntersuchungen gewidmet hat. Über höchst wichtige Persönlichkeiten des heimischen oder heimisch gewordenen Künstlertums fehlt es an Monographien, und das gilt für Architektur, Plastik, Freskomalerei, Gesamtkunstwerk, Theaterdekoration usw., die bei der Ausstellung kaum berücksichtigt werden konnten, nicht weniger. Man hat das Feld der tschechischen Publizistik überlassen, die es natürlich heute

leichter hat, dafür die wissenschaftlichen oder pseudowissenschaftlichen Veröffentlichungen weitgehend in den Dienst eines politischen und propagandistischen Gesamtplanes stellt. So ist die Barockausstellung eine Tat. Eine ästhetische Tat für sich, interessant und beglückend auch schon für alle, denen es nur um die Kunst und gar nicht um die Raumproblematik geht. Aufschluß- und lehrreich umso mehr, beschäftigt man sich mit der im Barock besonders fruchtbaren deutsch-tschechischen Polarität, der Begegnung zwischen West und Ost, Nord und Süd, der großen Gesamtleistung des imperialen Stils, den Impulsen durch die adeligen Auftraggeber und die Gegenreformation, dem italienischen, niederländischen, französischen Anteil in der Frühzeit und schließlich auch, will man untersuchen, wie weit Anregungen, die von außen kamen, verwandelt, überhöht aus dem Lande zurückstrahlten. Barock in Böhmen heißt also nicht nur Kunst, die von einheimischen Meistern (Deutschen vornehmlich, Tschechen und Künstlern, die ihrer Herkunft nach beiden Völkern zugehören oder deren nationales Bekenntnis nicht eindeutig identifizierbar ist) geschaffen wurde, sondern mindestens ebenso Kunst, die etwa von dem Ostpreußen Willmann oder dem Bayern Rottmayr, dem Schwaben Maulpertsch ins Land gebracht wurde, freilich nicht ohne der Atmosphäre und den besonderen Bedingnissen zu unterliegen.

Die naheliegende Auseinandersetzung, wieviel nun an dieser Kunst deutsch ist und dergl. mehr, haben Veranstalter und Katalogverfasser erfreulicherweise vermieden. Ohne Kommentar zeigt das Gesamtbild, zeigt das Material die gesamteuropäische und die deutschreichische Verflochtenheit. Die Sudetendeutschen haben es auch gar nicht nötig, um die Frage nach der Herkunft jedes einzelnen Künstlers zu feilschen, bei dem überquellenden Reichtum der Begabung und bei ihrem gerade in Köln nachdrücklich bekundeten Willen, Böses der Vergangenheit zu vergessen und vergessen zu machen und ihre tschechischen Partner an das Gemeinsame zu erinnern. So ist Hubalas Schlußwort im Katalogtext zu begrüßen:

„Jedes Studium der Barockmaler in und aus Böhmen, und besonders ein solches der Porträtmalerei, führt schließlich nur zur Frage nach dem zuinnerst Gemeinsamen dieser Werke, nach dem eigentlich ‚Böhmischen' und nach dessen Ursachen. Antworten auf solche großen Fragen werden heute zahlreicher angeboten denn je. Aber es bedarf keiner großen Mühe um einzusehen, daß oft schon die Frage ungenau gestellt ist oder unter dem Einfluß willkürlicher Auslegung der historischen Bedingungen steht. Es scheint daher besser, anstelle von Antworten die Frage selbst erneut zu prüfen und sie in einer angemessenen, gerade heute aktuellen Form wenigstens zu stellen: welches ideelle Moment hat zwei Völker, Tschechen und Deutsche, hat verschiedene Stände und unterschiedliche Gesellschaftsformen so innig vereint, daß sie über alles Trennende hinweg eine böhmische Barockkunst hervorbrachten, deren sie sich gemeinsam rühmen."

Unter den großen Karten und Stichen, den zeitgenössischen Ölen, die in die Atmosphäre und die bauliche und staatliche Situation einführen, bleibt der Blick an der trefflich von Wolfgang Kilian d. J. nach Chr. Vetter gestochenen manieristischen Rose Böhmens („Boehmiae Rosa") hängen: Prag ist das Herzblatt, die äußeren Blätter der üppig gefüllten Blüte lappen nach Österreich, Bayern, Sachsen, Schlesien, Mähren über, die Wurzel aber ist Wien an der Donau. Das war die damalige Sicht und Situation.

Und heutiger Rückschau besonders symbolisch — neben den Darstellungen etwa des beiden Völkern heiligen Nepomuk — ist das Bozzetto des Johann Michael Rottmayr für ein Fresko „Aeneas rettet seinen Vater Anchises aus dem brennenden Troja". Zu jedem Bild seine aufschlußreiche Geschichte. Hier z. B.: Das Fresko sollte wohl das Palais Thun auf der Prager Kleinseite schmücken (für das der vom großen Mäzen Graf Sporck aus Tirol geholte Bildhauer Matthias Braun — Lehrer auch des aus dem Erzgebirge stammenden Künstlers der Gärten von Veitshöchheim, Ferdinand Tietz — die Portaladler schuf). In die Nachbarschaft gehören Rottmayrs Fresken für den Frainer Ahnensaal, ein süd-

mährisches Kleinod des „Reichsstils". Seit kurzem ist die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe im Besitz dieses und eines zweiten, für die deutsche Freskenmalerei kunstgeschichtlich ziemlich einmaligen Bozzettos.

Wichtig ist der Porträtteil der Ausstellung, besonders mit Werken Johann Kupetzkys, nicht nur wegen künstlerisch bedeutender Proben dieser Gattung, sondern auch wegen der Dargestellten, Schlüsselfiguren des barokken Mäzenatentums wie etwa des Fürstbischofs und Reichsvizekanzlers Carl Grafen von Schönborn.

Ikonographisch, orts- und patronatsgeschichtlich, aber genauso künstlerisch wesentlich sind dann die religiösen Darstellungen, die Andachtbilder.

Von den vielen anderen Beispielen seien aus der großen Zahl der Namen (darunter Brandl, Reiner, G. B. Götz J. B. R. Byss, A. Kern, Goethes Lehrer Adam Friedrich Oeser, A. Hickel, J. L. Kracker, Raphael Mengs, J. Platzer, Carl Screta, Paul Troger) nur noch zwei erwähnt: Des Wieners Daniel Gran „Allegorie auf die glückliche Regierung Mährens", Entwurf für das Deckenbild im Brünner Landhaus — möge diesem Bild nicht nur Vergangenheitsbedeutung zukommen! — und des Pragers Norbert Grund zauberhafte Szenen mit Jahrmarkt- und Jahreszeitendarstellungen, Kostbarkeiten höchst individueller Ausprägung.

ERNST SCHREMMER

ACKERMANN-GEMEINDE UNTERSCHÄTZT NICHT KOMMUNISMUS. Vom 26.—30. Juli 1961 hatte die Ackermann-Gemeinde zur 11. Jahrestagung nach Würzburg geladen. Rund 800 Mitglieder, Freunde und Gäste sind dem Rufe gefolgt. Würzburgs Bischof, Exzellenz Dr. Josef Stangl, hatte das Ehrenprotektorat übernommen, der Limburger Weihbischof Walther Kampe sowie der im Exil lebende lettische Bischof Boleslav Sloskans wohnten der Tagung von kirchlicher Seite als Ehrengäste bei. Ehrengäste waren natürlich auch aus der Bundeshauptstadt, seitens des bayerischen Staates und seitens der Stadt Würzburg anwesend. Als Ehrengäste konnten ferner der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Krüger MdB., Vertreter der Sudetendeutschen Landsmannschaft, der Seliger-Gemeinde und des Witiko-Bundes begrüßt werden. Die Reihe ließe sich noch um manche namhafte Persönlichkeit fortsetzen, wie etwa die jetzt in Würzburg wirkenden Rechtslehrer der ehemaligen Prager Deutschen Karls-Universität, die Professoren Laufke und Raschhofer.

Jahrestagungen der Ackermann-Gemeinde verfolgen ein zweifaches Ziel. Sie wollen einmal die in weiter Streuung in der Bundesrepublik lebenden Ackermänner das Bewußtsein der Gemeinschaft erleben lassen, sie wollen zum anderen in der Behandlung eines bestimmten Themas den Teilnehmern ein notwendiges Wissen vermitteln bzw. zu einer aktuellen Problematik Stellung beziehen. In Würzburg geschah es zur akuten kommunistischen Gefahr. Das Thema wurde erstmals von Prälat Dr. Adolf Kindermann, dem Hausherrn der Königsteiner Anstalten, bei der die Jahrestagung eröffnenden Wallfahrt zum Käppele, dem großen fränkischen Marienheiligtum oberhalb von Würzburg, angesprochen. Es wurde ausgeführt in vier Hauptreferaten, in Diskussionen mit den Referenten und in Arbeitskreisen.

Die Hauptreferate behandelten am 27. 7. „Die Bolschewisierung Ostmitteleuropas" (Dr. Ernst Nittner, Koblenz), am 28. 7. „Strategie und Taktik des kommunistischen Kirchenkampfes" (Dr. Paul Roth, Königstein/Ts.), am 29. 7. „Tausend Jahre Ost-West-Spannung" (Dr. Emil Franzel, München) und am 30. 7. „Raum für die Freiheit" (Karl-Theodor Freiherr von und zu Guttenberg MdB., Bonn).

Dr. Nittner brachte für Ostmitteleuropa zunächst einen kurzen geschichtlichen Überblick über die in Frage kommende Epoche, um sodann den Prozeß der Bolschewisierung der einzelnen Satellitenstaaten näher ins Auge zu fassen. Hierbei deckte er die Konsequenz einer Entwicklung auf, die seit 1918, da die

übernationale Staatsidee in Ostmitteleuropa in kurzsichtiger Verblendung liquidiert wurde, zur Bolschewisierung dieses Raumes geführt hat. Den Abschluß bildeten grundsätzliche Erwägungen über die Methode der bolschewistischen Machtergreifung. Nicht einer ideologischen Überlegenheit sind die Erfolge des Kommunismus zuzuschreiben, sondern einer weit überlegenen Strategie und Taktik im politischen Kampf. Wir haben uns darum, so sagte der Referent, vornehmlich mit der politischen Methode des Bolschewismus zu befassen, um seinen Gefahren wirksam begegnen zu können.

Dr. Roth beklagte die mangelnde Kenntnis des Westens über Strategie und Taktik des kommunistischen Kirchenkampfes. Der Kommunismus ist in seiner Taktik äußerst wandlungsfähig. Niemals aber verliert er das strategische Endziel aus dem Auge, das da lautet: vollkommene Vernichtung jeglicher Religion. Er bleibt darin getreu seinem großen Lehrmeister Lenin, der 1909 geschrieben hat: „Wir müssen die Religion bekämpfen. Das ist das ABC des gesamten Materialismus und folglich auch des Marxismus". Das Ziel kann gelegentlich hinter einer Taktik verborgen werden, die sich als tolerant gibt und den Religionsgemeinschaften sogar staatliche Förderung zuteil werden läßt. Das darf aber nicht über die näheren Absichten hinwegtäuschen. Die in der Sowjetunion durch Jahrzehnte gesammelten Erfahrungen konnten nach dem 2. Weltkrieg im Kirchenkampf der Satelliten mit Erfolg verwertet werden. Dr. Roth erläuterte dies an den Beispielen von Polen, der deutschen Sowjetzone, Rumäniens und Rotchinas. Die Erfolge konnten aber auch nur darum errungen werden, weil die Kirche in diesen Ländern auf die Auseinandersetzung in keiner Weise vorbereitet war.

Dr. Franzel charakterisierte den Ost-West-Gegensatz als ein uraltes weltgeschichtliches Phänomen, dessen Wurzeln in der Entfaltung des Abendlandes als eines eigenständigen kulturellen Raumes im Gegensatz zum Morgenland zu suchen sind. Er hat im Verlauf der vielen Jahrhunderte sein Gesicht verschiedentlich gewandelt. Nur ein zeitlicher Teilaspekt ist der deutsch-slawische Gegensatz. Im Augenblick erleben wir die Spannung als abendländisch-kommunistische. Der Kommunismus vermochte mit dem uralten russischen Messianismus — Moskau als drittes Rom! — eine so intensive Bindung eingehen, daß dies seinen aggressiven Tendenzen zu manchen äußeren Erfolgen verhalf. An uns liegt es, das bald 2000 Jahre alte christliche Leitbild unseres Lebensraumes in opferbereitem Einsatz nicht nur gegen jeden Angriff zu verteidigen, sondern es auch dorthin vorzutragen, wo es von einer ihm wesensfremden Weltanschauung überlagert und unterdrückt wird.

Freiherr von und zu Guttenberg nannte die Freiheit die zentrale europäische Idee und das alte Erbe des christlichen Abendlandes. Diese Freiheit wird in der deutschen Bundesrepublik als kostbares Gut gewahrt und gehütet. Sie ist verschiedentlich bedroht. Eine Bedrohung im Innern sieht der Referent u. a. dort, wo wir nach Sicherheit rufen, statt Freiheit zu fordern. Bedroht ist die Freiheit aber auch von denjenigen, die sich weigern, das zu sagen, was sie denken. Letztlich bedeutet die in erschreckendem Maße zunehmende Selbstsucht eine große Gefahr. Von außen wird die Freiheit durch den Bolschewismus bedroht. Der Konflikt zwischen Ost und West hat eine einzige Ursache, nämlich den Willen des Kommunismus, seine Macht auf der Welt weiter auszubreiten. Die Welt ist heute vor die Alternative gestellt: Frei oder nicht frei. Nicht „Wiedervereinigung", sondern „Freiheit für alle Deutschen" muß die Devise unserer Deutschlandpolitik heißen. Diese Freiheit schließt notwendig das Recht auf die Heimat der aus ihr Vertriebenen in sich. Es bedeutet im weiteren Freiheit für unsere Nachbarvölker, für Polen, Tschechen, Slowaken und Magyaren, zu denen der Raum der Freiheit auszuweiten ist. Die gegenwärtige Politik der Sowjetunion bedroht die Welt mit schweren Krisen. Wir werden sie meistern und den dritten Weltkrieg verhüten, wenn Moskau sieht, daß es uns mit der Verteidigung der Freiheit ernst ist, die zur Zeit in Berlin am meisten gefährdet scheint. Wir müssen dafür Sorge tragen, daß jener Weg nicht verlassen wird, der Deutsch-

land und die gesamte westliche Welt dem Raum der Freiheit zuordnet.

Ein leidenschaftliches Bekenntnis zur Freiheit legten die Sprecher einer in die Jahrestagung eingebauten Begegnung junger osteuropäischer Exulanten mit deutschen Heimatvertriebenen ab: Richard Hackenberg MdL. (Frankfurt/M), Lazar Dodić (München) und der Vorsitzende der Ackermann-Gemeinde Hans Schütz MdB. (München). Letztgenannter trat dafür ein, der geistigen Offensive des Bolschewismus Halt zu gebieten und auf die Stunde vorbereitet zu sein, da der Freiheit im Osten wiederum eine Chance geboten wird. In diese Richtung weisen u. a. die vom Sudetendeutschen Rat erarbeiteten und beschlossenen 20 Leitsätze zur Sudetenfrage, die im volkspolitischen Arbeitskreis (Leitung: Dr. Erich von Hoffmann, Bonn) zur Behandlung anstanden. Mit Genugtuung konnte dort das im deutschen Volk erheblich gewachsene Verständnis für die Anliegen der sudetendeutschen Volksgruppe festgestellt werden. Die Forderung nach einem fundierten Wissen in osteuropäischen Fragen wurde auch bei der im Rahmen der Jahrestagung abgehaltenen Seniorenkonferenz des Hochschulringes der Ackermann-Gemeinde (Leitung Otfrid Pustejovsky, München) laut.

Nach dem benediktinischen Grundsatz einer rechten Zuordnung von Gebet und Arbeit war das sicherlich sehr kompakte Arbeitsprogramm der Jahrestagung durchwirkt vom Gottesdienst, sei es das tägliche heilige Opfer, seien es Eröffnungsandacht auf dem Käppele und Schlußandacht in Ochsenfurt — letztere nach einer schönen Fahrt durchs Frankenland —, sei es schließlich die durch die Ansprache des Martyrer-Bischofs Sloskans ergreifende Andacht für die verfolgte Kirche des Ostens in Würzburg St. Alfons. Nicht zu überhören das Wort des Diözesanbischofs, Exz. Stangl, der beim sonntäglichen Pontifikalamt zur Aktivität aufforderte, um dem atheistischen Bolschewismus das weitere Vordringen zu verwehren.

Neben dieser anspruchsvollen Tagesordnung, die in erster Linie der religiösen und bildungsmäßigen Durchformung der Teilnehmer galt, sei nun ein kurzer Blick auf die Veranstaltungen geworfen, die so recht der Vermittlung des Gemeinschaftserlebnisses dienten. Sie waren zugleich Bekenntnis zum Kulturgut der verlorenen Heimat aber auch des weiten deutschen Kulturraumes. Ein Laienspielabend (Dietzenschmidt, „... vom lieben Augustin"), ein Volkstumsabend („Heimat in Böhmen — Heimat in Franken"), ein Konzertabend im Kaisersaal der Residenz mit den Bamberger Symphonikern unter Istvan Kertesz (Mozarts „Prager Symphonie" und Dvořák's Symphonie „Aus der neuen Welt"), eine Besichtigungsfahrt durch Würzburg, das tägliche offene Singen unter Fritz Kernich sowie die Abschlußfahrt mit dem Besuch des an Kunstschätzen reichen Kirchleins „Maria im Weingarten" bei Volkach und dem öffentlichen Singen auf dem Ochsenfurter Rathausplatz — das war in etwa das kulturelle Programm. Hinzu kamen Ausstellungen: „Sakrale Kunst junger sudetendeutscher und schlesischer Künstler", „Das Antlitz Böhmens — Städte- und Landschaftsbilder aus drei Jahrzehnten" und „Das Buch der Heimat".

Das Interesse an der Jahrestagung war allgemein groß. Das kam verschiedentlich, nicht zuletzt seitens der Presse, zur Geltung. Im Dankeswort, das der Tagungsleiter, Josef Stingl MdB., an einen der Referenten richtete, sprach er aus, wovon die Ackermann-Gemeinde bei ihrer 11. Jahrestagung erfüllt war: „Diese Gemeinde möchte den Kommunismus nicht unterschätzen. Sie möchte nicht sagen, ihr Glaube wäre nicht tief genug gewesen". W. D.

Was noch zu leisten ist, das bedenke; was du schon geleistet hast, das vergiß.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Der Weg zum zweiten Weltkrieg und die Sudetendeutschen / Rudolf Storch

Es ist nicht von ungefähr, daß der Katalog der Literatur über die Entstehung des Zweiten Weltkrieges recht schütter ist. Die Ursachen sind vielfältig. Prof. A. J. P. Taylor, Oxford, meint zynisch in der Einleitung zu seinem in diesem Jahre erschienenen Buch *„Der Ursprung des Zweiten Weltkrieges"* (Hamish Hamilton, London), daß eine Beschäftigung mit diesem Thema wenig Reiz habe, wenn man sich bereits mit den Ursachen des Dritten Weltkrieges beschäftige. Warum sollte man sich auch mit diesem komplizierten Problem beschäftigen, so meint er weiter, wenn man den leichten Ausweg gefunden habe, daß sowieso Hitler an allem schuld sei. Man komme aber der Wahrheit näher mit der Feststellung, daß die westlichen Archive für die unmittelbare Vorkriegszeit noch nicht zugänglich seien und von verantwortlichen Staatsmännern jener kritischen Zeit, im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg, objektive Darstellungen kaum vorhanden seien und die wenigen nur eine spärliche Ausbeute bieten.

Taylor hält den Zweiten Weltkrieg nicht für eine Folge, sondern für eine Fortsetzung des Ersten, bei dem es sich wiederum um Deutschland drehte, das nach 1918 bald wieder die bei weitem stärkste Macht in Europa geworden sei. Die Siegermächte hätten Deutschland nur schwache Fesseln angelegt, aber auch diese habe man bald gelockert. Der Erste Weltkrieg wollte die Frage beantworten, wie Europa umgestaltet werden könnte, und der Zweite sei darum gegangen, ob das umgeformte Europa habe bestehen können. Taylor unterstreicht, daß die Umformung Europas unglücklich gewesen: *„Der Friede von Versailles entbehrte von allem Anfang jeder moralischen Gültigkeit"* und es habe in manchen Ländern wenig Achtung für ihn gegeben.

Die westlichen Quellen zum Studium der Vorkriegsgeschichte hält Taylor nicht nur für unvollständig, sondern auch für einseitig. So komme als Dokumentenquelle das Nürnberger Tribunal nur teilweise in Frage, da es keine objektive Untersuchung gewesen sei und auch dazu gedient habe, jegliche Schuld der Siegermächte zu verhehlen. Es wären nur die Dokumente zugelassen worden, die eine vorgefaßte Meinung der Ankläger bestätigten. Taylor verspricht, daß er nur den tatsächlichen Ereignissen nachgehen werde, ohne zu verteidigen oder anzuklagen.

In diesem Jahre sind neben Taylors Buch noch andere Publikationen am englischen Büchermarkt erschienen, die sich mit dem gleichen Thema, meist mit größerer Hinwendung zur Vorgeschichte des Münchner Abkommens vom Jahre 1938, beschäftigen, das vielfach, im Gegensatz zu Taylors Auffassung, als der entscheidende Fehltritt der Westmächte, der zur Katastrophe geführt hat, dargestellt wird. Taylor ist der Meinung, daß mit der deutschen Besetzung des Rheinlandes am 7. März 1936 die Nachkriegsepoche zu Ende gegangen sei und die Vorkriegsperiode mit dem Anschluß Österreichs am 13. März 1938 begonnen habe. Im Münchner Abkommen sieht er nur einen Höhepunkt neben anderen in der Entwicklung der europäischen Nachkriegspolitik.

Unter den Publikationen dieses Jahres zum gleichen Thema müssen Prof. A. L. Rowse, *"All Souls and Appeasement"* (Macmillan, London) und Kurt Glaser, *„Die Tschecho-Slowakei, eine kritische Geschichte"* (Caxton Prints, Ltd., Coldwell, USA) genannt werden. Auf einige Aufsätze soll weiter unten hingewiesen werden.

Man sollte alle diese Publikationen dieses Jahres sozusagen in einem Gang lesen. Sie ergänzen einander wie die bekannten Zusammensetzspiele. Die Autoren sind selektiv in der Auswahl ihrer Dokumente. Man muß sie alle nebeneinander ausbreiten, um ein möglichst objektives Bild zu bekommen. In Prof. Dr. Kurt Glaser spürt man den Fachmann, der mit der Gewissenhaftigkeit eines amerikanischen Forschers dem Thema auf den Leib rückte.

Vorerst wollen wir in den Grundzügen die Auffassungen der beiden Oxford-Historiker, Taylor und Rowse, nebeneinander stellen. Taylor beschäftigt sich vornehmlich mit dem Ablauf der diplomatischen Ereignisse in den dreißiger Jahren, die dem Zweiten Weltkrieg vorausgingen und die nach seiner Meinung zwangsläufig in den Krieg führen mußten. Sein Leitgedanke ist, daß Hitler keine Absicht gehabt habe, einen Krieg zu beginnen, in den er, ohne einen umfassenden Kriegsplan zu haben, hineingetrieben worden sei. Als Opportunist habe er die sich bietenden — und vom Westen dargebotenen — Möglichkeiten mehr instinktiv als durch verstandesgemäße Voraussicht für das Dritte Reich geschickt ausgewertet. Er habe das deutsche Staatsschiff auf günstigen Wogen dahintreiben lassen, bis es scheiterte. Hitler sei nicht von Größenwahn befallen gewesen, man könnte ihn eher in die Reihe vorhergehender deutscher Staatsmänner eingliedern, denen das Wohl und eine macht- und raummäßige Vergrößerung ihres Vaterlandes am Herzen lag. Anfangserfolge, wie die vom Westen hingenommene Vertragsverletzung durch die deutsche Rheinlandbesetzung und der Einmarsch in Österreich, hätten ihn von der Schwäche des Westens und der Richtigkeit seiner Politik so überzeugt, daß er glaubte, Ratschläge vorsichtiger Berater ganz einfach in den Wind schlagen zu können.

Der Westen habe unter Londons Führung in den ersten Jahren des Dritten Reiches gegen die aufsteigende Gefahr nichts tun wollen und nach 1936 kaum mehr etwas tun können, ohne einen Krieg auszulösen. Ein defensives Denken hinter der Maginotlinie, soziale Spannungen und Verwirrung in der staatlichen Verwaltung in Frankreich; in England eine von den Parteien zu Wahlzwecken demagogisch hochgespielte Abrüstungs- und pazifistische Propaganda; in beiden Staaten wirtschaftliche Unruhen, die die nationalen Energien absorbierten: das sei der Schwächezustand gewesen, der eine starke Außenpolitik beider Länder unmöglich machte. Dazu die komplizierten Verhältnisse in Deutschland, denen die Weimarer Parteien nicht gewachsen waren und auf der anderen Seite die steigende Gefahr, die aus dem Osten drohte. Gegen diesen Hintergrund habe London in Hitler einen Garanten für eine starke deutsche Regierung und einen getreuen Palladin am europäischen Kontinente gesehen. Er sollte Englands Festlanddegen sein. Unvorstellbares Chaos würde dem Sturze Hitlers in Deutschland und darüber hinaus folgen. Aus dem ungenießbaren Revolutionär würde sich schon ein achtbarer Staatsmann entwickeln, wenn man ihm dabei behilflich wäre und es ihm leicht machte. Hatte er nicht am 30. Juni 1934 mit der Beseitigung der pöbelhaften Revoluzzer den Nationalsozialismus hoffähig gemacht? Das seien die Hauptmotive für die Haltung führender Männer Englands zum Dritten Reich gewe-

sen, meint Taylor und er gestand in einem Streitgespräch, das er nach der Publikation seines Buches im Londoner Rundfunk mit Prof. Trevor-Roper führte, den Bankrott dieser Politik, indem er sagte: *„Hitler hat uns im Stich gelassen und anstatt einen Krieg mit Rußland zu beginnen, hat er sich gegen uns gewandt."*

Bevor wir uns mit den rückblickenden Betrachtungen von Prof. Rowse beschäftigen, verdienen einige Sätze aus der Besprechung von Taylors Buch in der Wochenschrift *„Times, Literary Supplement"* vom 21. April Beachtung. Darin heißt es, daß der logische Gedankengang von Taylors Analyse zwar von zwingender Logik sei, aber nur dann, wenn man die in diese Logik nicht passenden Dokumente nicht verwende. Taylor erwähne zum Beispiel weder *„Mein Kampf"*, noch eine Serie anderer Dokumente. Er zitiere zwar das bekannte Hossbach-Protokoll vom November 1937, in dem Hitler seine Absicht, die Tschechoslowakei und Österreich als selbständige Staaten zu zerstören, bekanntgibt, aber er habe entscheidende Stellen daraus ganz einfach unter den Tisch fallen lassen. Die nicht zitierten Stellen hätten Taylors logischen Gedankengang gestört. Taylor führe auch nicht an, daß Hitler im Geiste aller Diktatoren am 10. September 1938 erklärte, daß er gezwungen gewesen sei, durch Jahrzehnte hindurch nur vom Frieden zu reden. *„Nur unter dieser Bedingung, daß ich stets Deutschlands Willen zum Frieden und seine friedlichen Absichten unterstrich, war es mir möglich, dem deutschen Volke die Rüstung zu geben, die jeweils als Vorbereitung für den nächsten Schritt notwendig war."* So Hitler.

Taylor, dessen Argumentation nur sehr bedingt logisch ist, glaubt, sich gegen jeglichen Verdacht, jemals voreingenommen für das Dritte Reich gewesen zu sein, wehren zu müssen, indem er behauptet, daß er immer gegen ein Appeasement gegenüber Hitler gewesen sei. Wie dem immer gewesen sein mag, seine Voreingenommenheit gegen Deutschland, ob mit oder ohne Hitler, hat Taylor nach dem Kriege immer wieder dokumentiert. Erst vor kurzem warf er der englischen Regierung vor, daß sie in ihrer Nachkriegspolitik Bonn Moskau vorgezogen habe. In seinem 1945 veröffentlichten Buch „Lauf der deutschen Geschichte" behauptet Taylor, wie es damals Mode war, daß nicht nur die Nazis, sondern alle Deutschen schuldig zu sprechen seien. Er rechtfertigte die Pläne für die Aufteilung und volle Entindustrialisierung Deutschlands im Geiste Morgenthaus und er verteidigte die verhängnisvolle Politik von Yalta und Potsdam und die Forderung nach der bedingungslosen deutschen Übergabe.

Prof. A. L. Rowse, Oxford-Historiker an dem College "All Souls", das in den dreißiger Jahren als Treffpunkt führender Politiker eine Rolle spielte, gehörte damals aktiv einem Flügel der Labour Party an, der die Appeasementpolitik der Premierminister Baldwin und Chamberlain heftig kritisierte. Es überrascht nicht, daß Rowse seinem Buch als Motto den bekannten Ausspruch Oxenstiernas voranstellt: *„Weißt Du mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird?"* Rowse lernte aus erster Hand die Haltung der verantwortlichen Träger der damaligen britischen Aussenpolitik kennen, der Minister Chamberlain, Simon, Halifax und Hoare, mit denen er zahlreiche Gespräche führte. Er beschreibt sie in ihrem innersten Wesen als defaitistisch und knieweich. Eine besonders verhängnisvolle Rolle habe der Herausgeber der *„Times"* gespielt, den Rowse für den politisch einflußreichsten Mann bezeichnet. Er war ständiger Gast in dem genannten Kreise in Oxford. Dawson, so meint Rowse, habe in der *„Times"* seit 1923 das Spiel Hitlers gefördert, bis es im Krieg endete. Die

Generallinie dieser einflußreichen Zeitung sei gewesen, daß die Fehler von Versailles auf Kosten der Alliierten beseitigt werden müßten. Was immer Hitler in dieser Richtung tue, würde auf keinen Widerstand in der Redaktion der *„Times"* stoßen. Von vernünftigen englisch-deutschen Beziehungen werde der Friede der Welt abhängen. Dawson sei in allen seinen außenpolitischen Betrachtungen von der Vorstellung *„Deutschland als Barriere gegen den Kommunismus"* getrieben worden. Und was sagt Rowse über die Politik der Labour-Party, der Oppositionspartei? Er ist der Auffassung, daß der Pazifismus der Labour Party eine wesentliche Schuld am Zweiten Weltkrieg treffe. Ihr Vorsitzender, der ehrenwerte, rührselige Pazifist Lansbury schlug allen Ernstes vor, nach Berlin zu fahren und dort mit Hitler gemeinsam für den Frieden zu beten. Die gleiche Schuld treffe die isolationistische Haltung des amerikanischen Quäker-Präsidenten Hoover. Die Verantwortung habe aber bei der konservativen Regierung gelegen. Sie habe das Parlament und die Öffentlichkeit belogen und unbequeme Mahner wie D. Lloyd George und Winston Churchill seien in die politische Wüste geschickt worden. Eine bequeme Politik des Ausweichens vor Schwierigkeiten habe schon unter Baldwin, dem Vorgänger Chamberlains, geherrscht.

London habe alles getan, um Hitler bei guter Laune zu halten. Jede kritische Stimme wurde zum Verstummen gebracht. So wurde der britische Botschafter in Berlin, Sir Eric Phipps durch den gefügigen Neville Henderson ersetzt, *„Times"*-Korrespondenten im Auslande wurden ausgetauscht. Rowse greift die kurzsichtige und selbstische Politik der Londoner Regierung heftig an, die nicht erkannt hätte, daß Hitler nur auf Zeitgewinn gespielt habe: *„Baldwins Sünden waren Unterlassungssünden, die von Chamberlain aber Tatsünden."* Man hätte doch wissen müssen, meint Rowse, daß jede Appeasementpolitik gegenüber Diktatoren falsch sei, denn es sei zwecklos, Konzessionen an einen Erpresser oder Angreifer zu machen, er werde nur immer mehr fordern. Mit einer gewissen Genugtuung zitiert Rowse die Rede Chamberlains, in der er am 3. September 1939 den Bankrott seiner Politik in aller Öffentlichkeit eingestehen mußte, als er sagte: *„Alles, wofür ich gearbeitet habe; alles, wofür ich Hoffnung hegte; alles, woran ich glaubte während meiner öffentlichen Funktionen, alles ist zerschlagen in Ruinen."*

Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Deutsche Truppen waren in Polen eingefallen. Und als England unvorbereitet für den Krieg eine Niederlage nach der anderen hinnehmen mußte, da spielte sich die letzte Szene des Schlußaktes der Tragödie Chamberlains ab, — den Kurt Glaser als einen friedliebenden und aufrichtigen, aber unrealistischen Menschen charakterisiert —, als der konservative Abgeordnete Amery mit gegen Chamberlain erhobenem Zeigefinger Oliver Cromwell zitierte: *„Du hast zu lange hier gesessen für das, was Du getan hast. Verschwinde, sage ich und Du sollst in Gottesnamen erledigt sein. In Gottes Namen geh!"* Winston Churchill löste ihn ab.

Obwohl die Ereignisse der Zwischenkriegszeit von verschiedenen Standorten beleuchtet werden können und damit Licht und Schatten an der Oberfläche wechseln, so verbindet noch deutlich ein roter Faden die Reihe der Ereignisse von Versailles bis zum Kriegsausbruch 1939.

Die Pariser Friedensverträge waren in ihrem Wesen Diktate gegen Österreich-Ungarn und Deutschland, die man hastig und ohne Überlegung den Besiegten unter den damals vorhandenen Machtverhältnissen habe aufzwingen können, ohne daß man auf

irgend einer Seite positive Kriegsziele gehabt habe, stellt Taylor fest. Da Frankreich im Osten Deutschlands seinen Verbündeten Rußland verloren hatte, habe man kleine Staaten als Ersatz dafür geschaffen: *„Diese neuen Staaten waren Satelliten und Klienten: inspiriert durch nationalen Enthusiasmus, aber zur Unabhängigkeit gebracht durch die Siege der Alliierten und nachher gestützt mit französischem Geld und französischen Beratern."* Als Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung zitiert Taylor einen Hauptverantwortlichen für das Friedensdiktat, Clemenceau, der 1919 in einer Alliiertenberatung sagte, daß die beste Garantie gegen eine deutsche Aggression die Tatsache sei, daß hinter Deutschland in einer ausgezeichneten strategischen Position die Tschechoslowakei und Polen liegen.

Diese Auffassung habe, so bemerkt Taylor kritisch, von vornherein an einigen Denkfehlern gelitten. Vorerst habe man die Stärke der Tschechen und Polen überraschenderweise weit überschätzt; weiters hätte man einkalkulieren müssen, daß Frankreich seine beiden Satellitenstaaten nur mit britischer Hilfe hätte militärisch stützen können, wozu London sich immer weniger bereit zeigte, und schließlich fehlte es Paris an der wirtschaftlichen und militärischen Kraft, seine unter abnormalen Verhältnissen Europa aufgezwungenen politischen und staatlichen Konstruktionen zu verteidigen. Kurt Glaser kommt in seinen Untersuchungen zum gleichen Ergebnis und er schlägt in die gleiche Kerbe mit seiner Feststellung, daß Frankreich seine durch den Friedensvertrag in Europa geschaffene Hegemonie nicht halten konnte, da es ihm an dem wirtschaftlichen und militärischen Potential, das dazu notwendig gewesen wäre, fehlte. Taylor und Glaser haben mit diesen knappen Worten die Wurzeln für die unstete Geschichte der Zwischenkriegsjahre in Europa bloßgelegt.

Mit dem Einpendeln der europäischen Kräfte auf natürlichere Relationen mußten die auf Diktate aufgebauten Konstruktionen ins Wanken geraten und Spannungen erzeugen. Sie wurden dadurch verschärft und schließlich zur Explosion getrieben, wie Glaser unterstreicht, daß der Völkerbund zu etwas gemacht wurde, was Wilson niemals beabsichtigt hatte, zu einem Instrument, um den status quo von Versailles einzufrieren. Immer überzeugender sei besonders von London auf eine Revision von Versailles, die ja im Vertrage vorgesehen war, gedrängt worden. Dr. Benesch spielte auf diplomatischem Parkett des Völkerbundes die Hauptrolle in der Verteidigung der privilegierten Position sogenannter Staatsnationen, der Tschechen, Serben und Rumänen, die sie in Versailles geworden waren. Dies allerdings unter bestimmten Bedingungen und Zusagen, die Dr. Benesch den Alliierten gegeben hatte. Er betrog sein eigenes Volk und belastete die künftige Entwicklung Europas, indem er diese Bedingungen und von ihm gemachten Zusagen weder dem Parlament noch der Öffentlichkeit bekanntgab.

Prof. Rowse berichtet über ein Gespräch mit Dr. Benesch, als er 1938 auf dem Wege nach Amerika in Oxford kurz haltmachte. Auf die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn der tschechoslowakische Staat nur die Hälfte der Zahl der Sudetendeutschen übernommen hätte, antwortete Dr. Benesch: *„Es wäre möglich gewesen, mit ein und einer halben Million sich zu befassen, man konnte nicht erwarten, drei Millionen zu absorbieren"*. Er habe weiters zugestimmt, daß es ein Fehler war. Schade, daß Dr. Benesch nicht näher umschrieb, was er sich unter „absorbieren" vorgestellt hatte. Alle Methoden eines zentralistischen Polizeistaates genügten den 6 500 000 Tschechen nicht,

um den „Rest" der andersnationalen Bevölkerung, der nach der Volkszählung 1926 7 100 000 betrug, zu „absorbieren".

In der turbulenten Zwischenkriegszeit gab es einige Daten, deren weite geschichtliche Bedeutung erst in späteren Jahren voll gewertet wurde. Einige davon seien hier angeführt.

Da gab es den 30. Juni 1934, als Hitler die Führung der SA mit Röhm an der Spitze umbringen ließ. In allen Hauptstädten, in der deutschen Emigration, sogar in konservativen Kreisen in der Wilhelmstraße in Berlin sah man darin ein Zeichen, daß Hitler seine Revolutionszeit abgeschlossen und sich *„hoffähig"* gemacht habe. Lord Halifax sprach damals von einer begrüßenswerten Aktion Görings *„zur Säuberung seiner Reihen"*. Dieses Fehlurteil hat nicht wenig zu Fehlhandlungen geführt.

Ein zweites Datum von noch größerer Bedeutung und schwerwiegenden Folgen für Mittel- und Osteuropa ist die deutsche Rheinlandbesetzung am 7. März 1936 geworden. Der Westen nahm diesen Bruch eines freiwillig eingegangenen Vertrages durch Deutschland passiv hin. Die französische Regierung war geteilter Meinung, ob militärische Gegenmaßnahmen zu ergreifen seien, London lehnte sie ab. Taylor stellt dazu fest: *„Von diesem Augenblick an haben Veränderungen und Umwälzungen stattgefunden, bis die Vertreter der Sieger des Zweiten Weltkrieges im Juli 1945 sich in Potsdam trafen. Der 7. März kennzeichnet einen Wendepunkt der Geschichte."* Worin sieht Taylor den bedeutenden Wendepunkt? Nach diesem Datum sei es Frankreich nicht mehr möglich gewesen, seine östlichen Alliierten, Polen und die Tschechoslowakei militärisch zu sichern. Paris habe dies nicht allzu tragisch genommen, da es sich in einer defensiven Einstellung hinter der Maginot-Linie sicher fühlte. Die Ereignisse des März 1936 hätten für die Tschechen das Signal für eine Revision der von ihnen den anderen Nationen des Staates am 29. Februar 1920 aufoktroierten Nationalstaatsverfassung sein müssen, in dem sie als herrschende Staatsnation nicht die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. Mit einer solchen Revision hätte die politisch auf die Dauer unhaltbare Position der sudetendeutschen aktivistischen Parteien, die seit 1926 an der Regierung teilnahmen, entscheidend gestärkt werden können. Die Prager Parteipolitiker, denen das Zeug und der Blick für Staatsmänner fehlte, konnten sich dazu nicht aufraffen. Von Vertretern von Minderheiten mit minderen Rechten kann man auf die Dauer nicht verlangen, daß sie Privilegien der Staatsnation verteidigen.

Taylor hält die Saarabstimmung im Jänner 1935 ebenfalls für ein wichtiges Datum in der deutschen Geschichte. Nicht wegen des für das Dritte Reich unbedeutenden Gebietszuwachses. Die eigentliche Bedeutung sieht er vielmehr darin, daß 90% der Saarbevölkerung, meist Industriearbeiter, Sozialdemokraten und Katholiken, die wußten, was die Kirche und die Gewerkschaften unter Hitler zu erwarten hatten, in einer freien Abstimmung für die Rückkehr nach Deutschland stimmten. Hier, so meint Taylor, sei ein Beweis, daß ein Appell an den deutschen Nationalismus unwiderstehlich sein würde — in Österreich, der Tschechoslowakei, in Polen. Mit dieser Kraft im Rücken hätte sich Hitler nicht mehr um altmodische diplomatische Demonstrationen zu kümmern brauchen. Er brauchte nur einen in Gang gesetzten Prozeß für sich auszuwerten. *„Hitler schmiedete keine Pläne, weder für die Eroberung der Welt, noch für irgendetwas anderes. Er nahm an, daß andere Gelegenheiten für ihn schaffen würden*

und daß er sie nur ergreifen müsse." Taylor geht so weit, daß er die Behauptung, die Angliederung Österreichs an Deutschland sei von Hitler geplant gewesen, als einen Mythos bezeichnet. Die Krise vom März 1938 sei von Schuschnigg und nicht von Hitler provoziert worden, der Anschluß sei eigentlich ohne seine Absicht ihm in den Schoß gefallen.

Der Oxford-Historiker Prof. H. R. Trevor-Roper attackiert heftig im Juli-Heft des „*Encounter*" (London) diese These Taylors und er verweist auf Stellen in „Mein Kampf", in den „*Tischgesprächen*" und im Hossbach-Protokoll, die Taylor ganz einfach weggelassen hat, aus denen klar hervorgehe, daß von allem Anfang Hitler Eroberungspläne hatte, die weit über die Grenzen von 1914 hinausgingen und daß er nicht nur eine Beseitigung des Versailler Vertrages angestrebt habe. Chamberlain habe Hitler Gelegenheiten zugespielt, er habe Hitler eine Expansion Deutschlands geradezu offeriert. Er lehnte einen Vorschlag des Präsidenten Roosevelt, ohne auch nur mit seinem Außenminister Eden darüber zu sprechen, ab, eine internationale Konferenz abzuhalten, in der man die Absichten der totalitären Staaten feststellen und sie in tragbaren Grenzen halten könnte. Kurz darauf, im Februar 1938, resignierte Eden und Lord Halifax wurde sein Nachfolger. Taylor beschreibt Lord Halifax als einen Politiker, der selten eigene positive Gedanken entwickelt habe. Er sei „*fruchtbar im Verneinen*" gewesen. Er habe die französischen Staatsmänner mit Verachtung betrachtet, besonders Bonnet; er scheint auch sehr skeptisch gegenüber den Sowjetrussen und den Vereinigten Staaten gewesen zu sein. „*Er hatte keine Sympathie für die Tschechen und zeigte viel Unduldsamkeit gegenüber Benesch.*" Rowse erinnert daran, daß Lord Halifax Hitler Vorschläge unterbreitete zur Beseitigung des status quo in Danzig, Österreich und der Tschechoslowakei. Chamberlain und Halifax seien beide davon überzeugt gewesen, daß Hitler, was die Tschechoslowakei anlangte, das Recht auf seiner Seite hatte, schreibt Taylor. Auch die britischen Botschafter Henderson in Berlin und Newton in Prag hätten auf ihrer Auffassung bestanden, daß die Ansprüche der Sudetendeutschen gut fundiert seien und daß die Prager Regierung keine ernsten Versuche gemacht habe, ihnen gerecht zu werden. Inzwischen bekanntgewordene Dokumente hätten die Vermutung bestätigt, daß Dr. Beneschs Teilmobilisierung am 20. Mai 1938, die er wegen angeblicher militärischer Bedrohung seitens Deutschlands angeordnet hatte, eine noch nicht vollständig geklärte andere Ursache hatte. London sei, nach der Darstellung Taylors, darüber sehr verärgert gewesen und man habe Lord Strang nach Prag geschickt, um Dr. Benesch ganz bestimmte Empfehlungen für eine dringliche Veränderung des Verhältnisses Prags zu Berlin und den Sudetendeutschen zu unterbreiten. Über Londons Druck habe Prag um die Entsendung eines englischen Vermittlers ansuchen müssen. In Lord Runciman fand man eine für diese Mission in zweifacher Weise geeignete Person, meint Taylor. Er habe keine Ahnung gehabt, worum es gehe und er sei bereit gewesen, die ihm zugedachte Rolle zu spielen. Runciman habe seinen Bericht nach einem Diktat des Foreign Office geschrieben, als Hitler und Chamberlain sich bereits einig gewesen seien. Am 21. September erreichte die Sudetenkrise ihren Höhepunkt mit der bedingungslosen Annahme der englisch-französischen Vorschläge durch Prag für die Abtretung des Sudetengebietes. Über die Durchführung des angenommenen Vorschlages sei dann in München beraten worden. Taylor behauptet, daß Chamberlain nicht nach München gegangen sei,

um Gerechtigkeit für die Sudetendeutschen zu suchen, oder die Franzosen vor einem Krieg zu bewahren, zu dem Paris sowieso wegen der Tschechoslowakei nicht bereit war, sondern um die Briten vor einem Luftangriff zu bewahren.
Zusammenfassend ergibt sich aus der Darstellung Taylors, daß England im Jahre 1938 sich militärisch zu schwach und in der Sudetenfrage moralisch nicht fundiert fühlte, um einen Krieg führen zu können; eine „Ohne-Mich"-Propaganda hätte in England den Widerstand gegen Hitler entscheidend geschwächt und die politischen Parteien hätten geglaubt, auf die pazifistischen Strömungen im Volke Rücksicht nehmen zu müssen. Und dann, so fragte man sich, warum kämpfen, wenn Fachleute festgestellt hatten, daß die Tschechoslowakei militärisch nicht verteidigt werden könne? Wie könne es man überhaupt vor dem Volke verantworten, gegen eine Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes in den Krieg zu ziehen, unter deren Flagge die Tschechoslowakei 1918 von den Alliierten aus der Taufe gehoben wurde?
War die tschechische Katastrophe ein Triumph für Hitler? Bei Cassel (London) ist das *„Testament von Adolf Hitler"* erschienen. Prof. Trevor-Roper behauptet, daß es keinen Zweifel geben könne, daß es echt sei und er hat eine längere Einleitung für das Büchlein geschrieben. Soweit Hitler in seinem Testament etwas über das Münchner Abkommen zu sagen hat, bedauert er, daß er 1938 die Initiative zum Krieg nicht ergriffen habe. Statt dessen sei er 1939 in den Krieg getrieben worden, der ohnehin unausweichlich gewesen sei. Das feige Zurückweichen des Westens 1938 habe ihn den Triumph eines siegreichen Krieges gegen die Tschechoslowakei gekostet. So sei, meint Trevor-Roper, das Münchner Abkommen für den zurückblickenden Hitler — sein größter unblutiger Triumph — sein größtes Unheil gewesen.
Sir Charles Webster, ein bekannter Historiker, der vor kurzem gestorben ist, erinnert im Aprilheft *„International Affairs"* (London) daran, daß das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes im Jahre 1937 in London als eine Selbstverständlichkeit angesehen worden sei. Die Sudetendeutschen seien von Prag schlecht behandelt worden und die Appeasementpolitik Londons wurde als ein Weg zu einer abgesprochenen friedlichen Neuordnung salonfähig. Daß Hitler diese Stimmung mißbrauchte, daß er, als er sich stark genug fühlte, mit Kriegsdrohungen und schließlich Krieg den Rahmen der Absprachen sprengte, das stehe auf einem anderen Blatt. Diktatoren rasseln mit dem Säbel und greifen zu den Waffen, wenn sie sich stark genug für Erpressungen halten.

Das wichtigste Datum der Vorkriegszeit war ohne Zweifel der 23. August 1939, an dem der Hitler-Stalin-Pakt in Moskau von Ribbentrop und Molotow unterzeichnet wurde. Es war der schwarze Tag für Europa. Zwei streitende Brüder teilten sich in Europas Erbe, die angeblichen Interessen proletarischer Habenichtse sollten gegen den kapitalistischen Westen, so hieß es damals, verteidigt werden. Das Abkommen war die Rochade auf dem europäischen Schachbrett. Die Appeasementpolitik des Westens lag in Scherben. Dieses verhängnisvolle Abkommen leitete den Zweiten Weltkrieg ein.
Die Rheinlandbesetzung 1936, der Anschluß Österreichs und das Münchner Abkommen 1938, der deutsche Einmarsch in Prag 1939: Meilensteine auf dem Wege zur Katastrophe, die Hitler gemeinsam mit Stalin auslöste.
Hätte das Abkommen von München vermieden werden können? Nach der Rheinlandbesetzung und dem österreichischen Anschluß hätten die weiteren Schritte Hitlers nur

noch mit Krieg verhindert werden können. So lange es ein demokratisches Deutschland gab, wollte man in Berlin kaum etwas über die Lage der Sudetendeutschen hören. J. W. Brügel zitiert im *„International Affairs"* (Juliheft, London) Dokumente der deutschen Diplomatie, die erst jetzt zugänglich geworden sind. Aus ihnen geht klar hervor, daß deutsche Diplomaten bis 1933 jede deutsche Einmengung in Angelegenheiten der Tschechoslowakei strikt ablehnten. Den Sudetendeutschen wurde, wie die Dokumente zeigen, einigemale der Rat erteilt, die Grenzen anzuerkennen; *„mit legalen Mitteln, ständigem Druck für Rechte als eine starke Minderheit könnte man Konzessionen, auch bei einer gegebenen Teilnahme an einer Regierung erreichen"*. Denn ein Abbau eines extremen tschechischen Nationalismus durch einen wachsenden sudetendeutschen Einfluß werde auch in Deutschlands Interesse sein. So berichtet Dr. Walter Koch, deutscher Botschafter in Prag, 1923 nach Berlin. Allerdings beschwert er sich 1935 darüber, daß Dr. Benesch die Tschechoslowakei als eine Brücke zwischen Frankreich und der Sowjet Union bezeichnet, die er als einen Schutz gegen Deutschland sieht. Koch warnte vor einer sterilen sudetendeutschen Politik, als deren Folge die deutsche Sache immer an Boden verloren habe. Sein Nachfolger Dr. Ernst Eisenlohr versuchte bis zum letzten Augenblick, Brücken zwischen Prag und den Sudetendeutschen zu bauen, auch noch im Mai 1938, als die Entscheidung in Berlin über die künftigen Aktionen gegen Prag bereits gefallen waren.

In diesem Zusammenhang möge es nicht übelgenommen werden, daß eine Publikation hier zitiert wird, die nicht aus dem Jahre 1961 stammt. Es handelt sich um den Aufsatz *„Geheime Hitler-Benesch-Verhandlungen 1936/37"*, der im *„Journal of Central European Affairs"* (Universität von Colorado, Januar 1960) erschienen ist. Darin werden Dokumente besprochen, die besagen, daß der bekannte Geopolitiker Karl Haushofer nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in das Rheinland sofort die daraus sich ergebenden Folgen erkannt und bereits im April 1936 der Dienststelle Ribbentrop im Auswärtigen Amt eine Denkschrift überreicht habe mit dem Titel: *„Politische Möglichkeiten in Südosteuropa"*. Haushofer habe deutlich gesehen, daß die Schwäche Frankreichs neue Möglichkeiten einer wirtschaftlichen und politischen Expansion in Südosteuropa eröffne. Man sollte die wachsende Unsicherheit in Prag ausnützen, um mit ihm über gemeinsame Interessen ins Gespräch zu kommen. Haushofer, ermächtigt von Ribbentrop und still geduldet von Hitler, habe dann mit dem tschechischen Botschafter in Berlin, Vojtech Mastny, Gespräche geführt, in denen dieser erklärte, daß Prag die Veränderung der Situation erkenne und an einem besseren Verhältnis zu Berlin interessiert sei. Auch über die sudetendeutsche Frage könnte man sprechen. Bereits am 13. und 14. November hatte Haushofer Gespräche mit Dr. Benesch und dem Außenminister Krofta, die freundlich verlaufen seien. Krofta habe aber eine regionale sudetendeutsche Autonomie abgelehnt, jedoch einer Kulturautonomie zugestimmt. Dr. Benesch habe noch einen Nichtangriffspakt zwischen Prag und Berlin vorgeschlagen. Im Dezember 1936 und Januar 1937 waren Haushofer und Graf zu Trautmannsdorf nochmals zu Gesprächen in Prag. Hitler vermerkte auf dem Bericht und dem Entwurf für einen Nichtangriffspakt, daß er daran nicht interessiert sei. Haushofers Anmerkung lautet: *„Befehl erhalten, hinauszögern."* Damit war auch dieser Versuch begraben. In dem Aufsatz wird kommentiert, daß 1937 Hitler infolge der wachsenden Macht Deutschlands schon in anderen Gedankengängen gedacht habe,

es sei ihm nicht um die Sudetendeutschen und ein gutes Verhältnis zu Prag gegangen, sondern um die Auswertung seiner erfolgreichen Rheinlandbesetzung für eine südosteuropäische Expansion. Österreich und die Tschechoslowakei waren als erste Etappen vorgesehen. Übrigens wurde Albrecht Haushofer, der Sohn Karl Haushofers, wenige Tage vor dem Selbstmord Hitlers von der SS erschossen.

Selten hat wohl eine Generation so viel „Geschichte" erlebt wie die unsrige. Schuld und Leid sind schicksalhaft miteinander verquickt.

Neue Aufgaben stehen vor uns: der Kampf um die Freiheit der Völker Südosteuropas und der Erhaltung der Freiheit in Westeuropa. *„Dieser Kampf"*, so schließt K. Glaser sein Buch, *„kann nicht voll wirksam werden, wenn er sich nur um die Wiederherstellung einer früheren Vorstellung drehte."* Es müsse eine neue Ordnung geschaffen werden, die mit der Balkanisierung Südosteuropas aufräumt, eine Ordnung, die eine Einheit freier Menschen ausdrückt, ohne Rücksicht auf sprachliche und kulturelle Unterschiede. Hätten diese Gedanken die Verhandlungen in Versailles nach dem Ersten Weltkrieg beherrscht, wäre uns wahrscheinlich der Weg in den Zweiten erspart geblieben.

London, am 3. September 1961
in Erinnerung an den gleichen Tag
im Jahre 1939.

Publikationen, die in diesem Aufsatz zitiert werden:

1 A. J. P. Taylor, „The Origins of the Second World War" Hamish-Hamilton, London, 1961, £ 1 : 5 : -

2 Kurt Glaser, „Czecho-Slovakia a Critical History" The Caxton Printers, Ltd. Caldwell, Idaho, 1961. Price: about $ 5 : - (amerik. Dollar)

3 Prof. A. L. Rowse, „All Souls and Appeasement", Macmillan, London, 1961, 15/— sh.

4 H. R. Trevor Roper: „The Testament of Hitler" Cassel, London, 1961, 12/6 sh.

The other sources are monthly publications in London, (1961) except:
Journal of Central European Affairs, University of Colorado, USA, January 1960 publishing the article: „Secret Hitler-Benes Negotiations in 1936/37"

The titles in quoted articles in „International Affairs", Chatham House, London, are:
Sir Charles Webster: „Munich reconsidered"

J. W. Brügel: „German Diplomacy and the Sudeten Question before 1938"
„Encounter", London, Juli 1961:

H. R. Trevor-Roper: „A. J. P. Taylor & Hitler"

DER LASTTRÄGER

Ein schwerbeladenes, mageres Eselchen wurde von einem kräftigen, wohlgenährten Esel eingeholt, der mit seiner kaum spürbaren Last munter einhertrabte. Als dieser sah, wie geduldig der arme Mühselige seine Bürde schleppte, blieb er stehen und ließ auch die eigene ihm auf den Rücken gleiten.

„Du trägst schon so viel", sagte er, „so trag auch das!"

(Marie von Ebner-Eschenbach)

GESTALTHAFTES SEHEN. Ergebnisse und Aufgaben der Morphologie. Zum hundertjährigen Geburtstag von Christian von EHRENFELS. (Herausgegeben von Ferdinand WEINHANDL. VIII, 439 Seiten, Ganzleinen. WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT DARMSTADT 1960. Ladenpreis 29.— DM).

Durch die Herausgabe dieser Festschrift aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von *Christian von Ehrenfels* (1859—1932; 1897—1930 Professor der Philosophie an der Prager deutschen Universität) hat Prof. Dr. Ferdinand Weinhandl, Vorstand des Psychologischen und des Pädagogischen Instituts der Universität Graz, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Gerechtigkeit einen Dienst erwiesen. Denn allzu selten und zu wenig deutlich wurde — so scheint es uns — in der überreichen Ganzheitsliteratur der letzten Jahrzehnte der mutvollen, bahnbrechenden Entdeckertat Christian von Ehrenfels', seiner Psychologie und Philosophie gedacht.

Die schön ausgestattete, mit einem ungemein sprechenden Lichtbild des Gefeierten gezierte Festschrift vereint in historischer Abfolge die bislang verstreut erschienenen und deshalb schwer zugänglichen grundlegenden Schriften Ehrenfels' zur Gestalttheorie: Die weltberühmt gewordene Abhandlung „Über Gestaltqualitäten" (Aus: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie. XIV. 3. 1890), die „Weiterführenden Bemerkungen" (abgedruckt im „Primzahlengesetz" 1922) und — von besonderem Wert — eine kleine Abhandlung, „Über Gestaltqualitäten", die Baron Ehrenfels 1932, wenige Wochen vor seinem Tode seiner Gattin diktierte, als er gebeten worden war, in möglichst einfachen Worten den Sinn seiner Lehre darzustellen.

Von den 33 wissenschaftlichen Beiträgen überwiegen begreiflicherweise die aus psychologischer Sicht heraus geschriebenen (15). Es folgen der Zahl nach die Aufsätze philosophischen z. T. erkenntnistheoretischen Inhalts (10). Schließlich sind vertreten drei Soziologen, zwei Völkerkundler — einer hievon der Sohn des Gefeierten, *Prof. Dr. U. Rolf von Ehrenfels,* Universität Madras, Indien — und ein Kunsthistoriker. Alles in allem eine so lebendige, zustimmend, kritisch oder historisch eingreifende Auseinandersetzung mit dem Gestalt- und Ganzheitsbegriff, daß der Herausgeber mit berechtigtem Stolz feststellen konnte, „aus dem Symposion dieser Festschrift sei nichts geringeres (geworden) als ein „*Handbuch*" des gestalthaften, morphologischen, physiognomischen Sehens und Denkens".

Gewiß sind die Beiträge dem Verstehen auch des gebildeten Laien in sehr ungleichem Maße zugänglich, je nach dem ihm nächstliegenden Wissensgebiet; aber in der Gesamtheit vermitteln sie doch den untrüglichen Eindruck von der grundlegenden Bedeutung des Gestaltsbegriffs, der revolutionierenden Wirkung, die von ihm auf das gesamte wissenschaftliche Denken unseres Jahrhunderts ausging, von der „Unumgänglichkeit" der Gestaltauffassung wie es *Erismann* in seiner Abhandlung (S. 133 ff) ausgedrückt hat. So nachhaltig und von prägender Kraft ist diese Wirkung, daß *Weinhandl* (S. 376) die Behauptung wagen durfte, es werde vielleicht einmal „dieses zunehmende (bis dahin fehlende) Bewußtwerden der übergreifenden ‚Gestalt' einen Hauptunterschied zwischen der wissenschaftlichen Arbeit des 19. und des 20. Jahrhunderts darstellen".

Der Kenner des Gesamtwerks Ch. v. Ehrenfels' wird es bedauern, daß sich die Festschrift auf die Wertung der Gestalttheorie beschränkt. Eine entsprechende Würdigung des die philosophische Bemühung Ehrenfels' krönenden, viel zu wenig bekannten Werkes *Kosmogonie* (1916) fehlt. Aus ihm sind nur die allerdings hochbedeutsamen Darlegungen über „Höhe und Reinheit der Gestalten" (S. 44 ff) aufgenommen worden. Im Erfassen und Präzisieren dieser Tatbestände wird der Gipfel der Gestaltlehre erreicht; von ihm erst wird der Blick frei für das wahre Wesen der Schönheit — dies wird von *Walter Ehrenstein* in der Abhandlung „Ch. v. Ehrenfels', Kriterium der Gestalthöhe" (S. 121 ff) überzeugend dargelegt — und von ihm wird schließlich die Brücke geschlagen von der Ge-

staltpsychologie zur Gestaltphilosophie der „Kosmogonie".

Das Verzeichnis der wichtigsten von 107 Veröffentlichungen Ehrenfels' (S. 64) läßt immerhin ahnen, welche Weite der Bereich seines rastlosen Denkens aufweist und wie entscheidend vielfach sozialethische Impulse die Richtung dieses unerschrockenen Forschens bestimmt haben. Als Beispiele von Arbeiten letzterer Art greifen wir heraus: „Socialethik" 1901, „Socialethische Bedeutung der Muße" 1902, „Der Einfluß des Darwinismus auf die moderne Sociologie" 1904, „Die sexuale Reform" 1905, „Kultur und Kultus" 1908, „Weltpolitik und Socialpolitik" 1910. Diesen Reformbemühungen war 1896 das zweibändige *„System der Werttheorie"* vorangegangen, das vor wenigen Jahren in England ein spätes Echo weckte.

Für die Verehrer des Menschen Ehrenfels nachgerade von Liebhaberwert ist der die Festschrift beschließende Beitrag seiner Tochter, der Schriftstellerin *Imma von Bodmershof*. Was sie bescheiden „Eine Skizze" nennt, ist in Wahrheit dichterische Beschwörung des Zaubers, der von der unvergeßlichen Persönlichkeit ihres Vaters ausging. Dieser Zauber strahlte vor allem wirkungskräftig aus auf jene jungen Menschen, die das Glück hatten, auf ihrem Bildungswege, als Prager Studenten — studentes im eigentlichen Wortsinn, als Suchende, strebend sich Bemühende —, in Christian von Ehrenfels einem echten Professor begegnen zu dürfen, einem unerschrocken offenen Bekenner des von ihm als wahr Erkannten. — Wer vermag die Dankesschuld der so Beschenkten zu ermessen?

Dr. Heinrich Eppinger

Carl von Boeheim

DIE KAISERSAGA

Utopia austriaca, Roman

(Adam Kraft Verlag, Augsburg, 1960. Ganzleinen, 720 S. 22.— DM)

Die Kaisersage, ein utopischer Roman, wie die Geschichte Österreich-Ungarns *hätte* verlaufen können, *wenn* ... erregte sofort nach Erscheinen überdurchschnittliches Aufsehen. Das Raten darüber, wer sich hinter dem Verfassernamen verbirgt, ist für die mit dem literarischen Leben Vertrauten heute gelöst.

Die von mir in dieser Zeitschrift geäußerte Mutmaßung, daß der bekannte Schriftsteller Czibulka in Betracht kommen könnte, hat sich *nicht* bewahrheitet. Das Pseudonym soll jedoch respektiert werden, solange der Verfasser es nicht selbst entschlüsselt. Die gute Kenntnis der österreichischen Geschichte, des böhmischen und Prager Milieus, Parallelen zu anderen geschichtlichen Veröffentlichungen wie die glänzende Stilistik haben den Autor erkennbar gemacht. Utopische Romane sind keine Erfindung der Gegenwart, manche Utopie der Vergangenheit ist später Wirklichkeit geworden. Für historische Vorgänge ist es kaum wahrscheinlich, dennoch entbehrt diese österreichische Utopie nicht der Aktualität. Mehr als vier Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns beurteilt man diesen Staat milder als am Ende des Ersten Weltkrieges, da das böse Wort vom „Völkerkerker Europas" umging. Inzwischen wurde deutlich, daß die Nationalstaatsidee für den Vielvölkerstaat an der Donau keine wirkliche Lösung der Nationalitätenfrage bringen, sondern nur neue Minderheiten und andere Unzufriedenheiten bringen konnte.

Die Entwicklung nach 1945 in diesem Raum ist keineswegs befriedigend, wenn man die abendländisch-europäische Ordnung als richtig ansieht, die auf der Würde und Freiheit der Menschen aufgebaut ist. C. v. B. geht von der Annahme aus, daß Kaiser Franz Josef nach seinem — zeitlich vorverlegten — Tode einen zweiten Sohn als Thronfolger gehabt hätte, der die innen- und außenpolitischen Schwächen der Monarchie zu überwinden und zu meistern verstand. Dieser erfundene Herrscher Franz Stefan erweist sich militärisch als ebenso befähigt, wie zur Lösung nationaler und sozialer Fragen der Innenpolitik, wobei er öfter als einmal Wagnisse unternimmt, die den Monarchen nahezu in Gefahr bringen, Thron, Land und sogar sein Leben zu verlieren. In kühnem Wurf läßt C. v. B. erfundene und historische Personen

agieren, wobei letztere unhistorisch reden, sich entscheiden und handeln, wofür der tschechische nationale Führer Dr. Kramarsch, der als Außenminister ins Kabinett eintritt, oder die Gespräche des Kaisers mit dem Sozialisten Adler genannt seien. Franz Stefan ist ein Herrscher mit ausgeprägtem sozialen Gerechtigkeitsgefühl, der ebenso autoritativ wie demokratisch empfindet und regiert. Er macht die Völker der Monarchie zu ihren Trägern, bindet die benachbarten Balkanstaaten und bekriegt das benachbarte Italien, wobei er beinahe gefangen und schließlich verwundet wird. Dieser erfundene Kaiser ist „der modernste Monarch seiner Zeit", aber im Grunde ein bürgerlicher Mensch, oft zu menschlich, denn seine sentimentalen Verhältnisse zu den Frauen, seine großen und kleinen Liebeleien, oft studentenhaft anmutend, sind Schatten in dem Buch, das so viel lichte Seiten hat.

Die große politische Konzeption ist nachdenkens- und lesenswert. Die Fülle historischer Einzelheiten, Histörchen und Anekdoten, die in das von profundem Wissen erfüllte Buch eingearbeitet sind, machen die Lektüre genußreich. Ob der Leser der Apologie einer in der geschichtlichen Wirklichkeit versagt habenden Monarchie zustimmt oder nicht, ist nicht wesentlich. Das glanzvolle Bild des „Wie es hätte sein können" bestrickt und bereichert und weist in die Zukunft, in der allem Anschein nach die Fragen des Zusammenlebens der Völker und die Möglichkeiten der Abgrenzung nationaler Interessen im Zuge des Abbaues der Souveränitäten neuerlich von Bedeutung sein werden. Der Schauplatz Österreich gewinnt europäische Bedeutung, wie auch der Roman in die meisten Hauptstädte dieses Erdteils führt. Im Sudetenland und in der Landeshauptstadt Prag spielen viele der Geschehnisse, Kolorit und Atmosphäre sind meisterhaft eingefangen, die Handlung ist spannend, nicht selten dramatisch. Im ganzen: eine glückliche Bereicherung unseres Schrifttums über die heimatliche Gebundenheit hinausreichend, ein gelungener Wurf in inhaltlicher und gestaltender Hinsicht. Ein Buch, das sich viele Freunde erwerben wird, zu den vielen, die es bereits fand.

Dem Autor ein Wunsch aus ganzem Herzen: vivant sequentes!

Dr. Viktor Aschenbrenner

Emil Franzel

SUDETENDEUTSCHE GESCHICHTE

(7. - 10. Tausend, 460 Seiten Lw. 14.80 DM, Adam Kraft-Verlag, Augsburg 1961)

Daß Emil Franzel's „Volkstümliche Darstellung" der Sudetendeutschen Geschichte in verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebte, zeigt, daß das Interesse an der sudetendeutschen Frage durchaus nicht so gering ist, wie es manche Erscheinung im politischen Leben glauben machen könnte. Die sudetendeutsche Problematik ist auch nicht so randseitig, wie es im ersten Augenblik scheinen mag, denn die Nationalitätenfragen entbehren weder der Aktualität noch sind sie im Zuge einer Europäisierung als gelöst anzusehen. Im Gegenteil: Mit dem begonnenen Abbau der staatlichen Souveränitäten werden sie zwangsläufig akut. Die geschichtlichen Erfahrungen im Donauraum und insbesondere in den Sudetenländern könnten in der Zukunft sehr nützlich werden, wenn Völker überhaupt aus der Geschichte lernen, was manche Historiker allerdings bezweifeln. Es ist wohl kein Zufall, daß in letzter Zeit neue Literatur zu diesem Thema erschien, wobei wir an die Veröffentlichungen des tschechischen Univ. Prof. Dr. Wierer erinnern. Die Geschichte Dr. Franzels hat durch Beifügung eines Registers außerordentlich an Wert gewonnen. Auf vorgenommene Richtigstellungen, Ergänzungen bzw. Erweiterungen sowie die Zeittafel wird im Impressum der neuen Auflage ausdrücklich hingewiesen.

So sind manche Wünsche, die bei der Besprechung der ersten Auflage laut wurden, erfüllt und der praktische Gebrauch des Buches ist sehr erleichtert worden. Die ausführliche Besprechung, die diese Arbeit Franzels in unserer Zeitschrift fand, erübrigt eine weitere Würdigung der „vermehrten" Auflage. Es kann nur neuerlich empfehlend auf diese

stilistisch glänzende Darstellung hingewiesen werden, die geeignet ist, manche falsche Beurteilung der Sudetenfrage zu berichtigen. In einer Zeit, die wie unsere so häufig politische Entscheidungen historisch zu begründen bemüht ist, wobei oft pseudogeschichtliche Argumente herangezogen werden, kann der Ablauf der wirklichen Geschichte nicht weit genug Verbreitung finden. Franzels Darstellung wird auch Nichtsudetendeutsche zu fesseln, zu erregen und zu überzeugen vermögen.

Dr. Viktor Aschenbrenner

Josef Pekař

DER SINN DER TSCHECHISCHEN GESCHICHTE

(Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde, Heft 16, mit einem Geleitwort von Univ. Prof. Dr. Hugo Hantsch und einem Beitrag von Univ. Prof. Dr. Georg Stadtmüller: „Josef Pekař und die tschechische Geschichtsschreibung." 40 S., brosch., DM 1.80. Auslieferung: München 23, Beichstraße 1).

Gegen Palacky, der in der Auseinandersetzung des tschechischen Volkes mit dem deutschen Volk geradezu den Sinn der tschechischen Geschichte erblickte, wobei er sich die subjektiven Werturteile Herders weithin zu eigen machte, hatte der tschechische Historiker Prof. Josef Pekař schon in der Tschechoslowakischen Republik mutig Stellung genommen.

Er hat mit wissenschaftlicher Unbestechlichkeit des berufenen Historikers mit dieser den Tatsachen widersprechenden und zu einer verhängnisvollen politischen Ideologie ausgeweiteten Anschauung aufgeräumt. Drei Hauptfaktoren sind es, die er für die tschechische Geschichte als richtungweisend herausstellte. Zuvorderst betonte er, „daß die Autonomie der tschechischen Entwicklung wesentlich durch Europas geistigen Einfluß und geistige Autorität umgrenzt wird". An zweiter Stelle nannte er die Lage des tschechischen Volkes mitten unter den Deutschen, die sich in verschiedener Richtung, vor allem in der deutschgeprägten Vermittlung europäischer Kultur auswirkte. An dritte Stelle setzte er „unsere (d. h. die tschechische) Geschichte selbst". Er legte dabei das Schwergewicht auf die staatsrechtliche Seite der böhmischen Geschichte, wobei uns die behauptete „jahrhundertelange staatliche Selbständigkeit" allerdings berechtigten Anlaß zu einschränkenden Einwendungen gäbe (lehensmäßige Abhängigkeit vom deutschen König). Pekař konnte aber gerade auf dieser Grundlage zur Schlußfolgerung kommen, daß der nationale Gedanke der Sinn der tschechischen Geschichte sei, wobei er die „Wahrung der eigenen Volkspersönlichkeit" darunter verstanden wissen wollte. Ein so gefaßter nationaler Gedanke kann darum einerseits die böhmischen Länder als „Besitz zweier Völker ... der Deutschen und Tschechen" werten, sowie darein einstimmen, „sich mit den nationalen Minderheiten auf der Grundlage voller Gerechtigkeit auszugleichen". Daß dies von Pekař ehrlich gemeint war, ist durchaus bekannt.

Um die Schrift in der Verflechtung vieler Zusammenhänge dem Verständnis einer breiteren Öffentlichkeit besser zugänglich zu machen, hat ihr Univ. Prof. Dr. Georg *Stadtmüller* (München) einen sehr instruktiven Aufsatz beigegeben. „Josef Pekař und die tschechische Geschichtsschreibung". Der Wiener Ordinarius für neuere Geschichte, Univ. Prof. P. Dr. Hugo *Hantsch* OSB., schrieb das Geleitwort.

Wir können die Neuauflage dieser erstmals 1937 in deutscher Übersetzung erschienenen Schrift in einem Zeitpunkt schwersten Ringens um die geistigen Grundlagen der europäischen Völkergemeinschaft nur mit voller Zustimmung begrüßen. Sie ist über das ihr innewohnende Eigengewicht hinaus ein beredtes Zeugnis für die vorurteilsfreie und in eine geistige Weite vorstoßende Gesinnung der Ackermann-Gemeinde. W. D.

CARL THIEMANN, EIN MEISTER DES HOLZSCHNITTS

Der Aufforderung, eine Künstlerpersönlichkeit vom Range Carl Thiemanns, er beging

am 10. November 1961 seinen 80. Geburtstag, in einem landschaftlichen Kulturalmanach zu würdigen, kommt man gerne nach, denn Carl Thiemann verkörpert ein umfassendes und ungewöhnliches künstlerisches Werk.
Carl Thiemann blieb stets sich und seinen Zielen treu — und auch seiner Heimat Karlsbad.

Sein Werk fand internationale Anerkennung; seine Heimattreue — er lebt seit 1905 in Dachau bei München — sichtbaren Ausdruck mit der Verleihung der Josef-Hofmann-Plakette. Vor ihm erhielten diese Plakette Erwin Quido Kolbenheyer und der Maler und Graphiker Prof. Walther Klemm (gestorben 1959 in Weimar).
Mit Walther Klemm dürfen wir uns dem Werke Carl Thiemanns zuwenden, denn er und Klemm traten im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts „Als eine Art künstlerischer Möros und Phintias mit ihren Farbholzschnitten auf" (Hans W. Singer).

Die zwei Karlsbader lernten sich nicht in ihrer Heimatstadt sondern im Herbste 1905 in Prag kennen. Walther Klemm kam damals von der Wiener Kunstakademie, wo er bereits drei Jahre studiert hatte; Carl Thiemann hatte soeben die Prager Akademie bei Prof. Franz Thiele bezogen, gefördert von dem Karlsbader Mäzen Dr. Carl Becher, der Stadt selbst und der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaft und Künste in Prag.

Aus dieser Begegnung in einer Prager Straße entstand dauernde Freundschaft und die künstlerisch interessante Ateliergemeinschaft Thiemann-Klemm in Libotz bei Prag, die zwei volle Jahre währen sollte.

Carl Thiemann beschäftigte sich damals neben malerischer Zeichnung vor allem mit der Radierung, Walther Klemm mit dem Holzschnitt. Es gab gegenseitig befruchtenden Erfahrungsaustausch und man darf annehmen, daß C. Thiemann von dieser Zeit an die Möglichkeiten des Holzschnittes studierte und sich in die schwierige Technik hineinarbeitete. Die künstlerischen Erfolge ließen nicht lange auf sich warten. Es fügte sich glücklich, daß damals gerade die graphischen Künste eine Wiederbelebung erfuhren und in der Graphik wiederum der Holzschnitt das beste war, was die Kunstausstellungen zeigen konnten.
Ich dürfte nicht fehlgehen, wenn ich annehme, daß Carl Thiemann damals schon erkannt hatte, daß sich der Holzschnitt mit der Farbe zu einer erhöhten Geschmacksentwicklung steigern läßt, daß der Künstler den Druck so vornehmen kann, daß das Papier die Farbe ganz aufsaugt und zarteste wie kräftigste Stimmungselemente harmonisch aufklingen.
Die ersten und stetig ansteigenden Verkaufserfolge in Prag, Wien, Dresden, Berlin, und vor allem in München richteten seine Gedanken nach dieser Stadt der Künstler.
Er hatte inzwischen geheiratet (1908) und zog — ebenso wie Walther Klemm — nach Dachau bei München, das sich damals als eine überaus rege Malerkolonie präsentierte.
Von Sudetendeutschen lebte hier am Rande des Dachauer Mooses mit seiner Weite, Einsamkeit und silbrigen Luft neben Carl Thiemann und Walther Klemm auch Adolf Hölzel, der große Farb-Theoretiker.
Die Dachauer Jahre vor dem ersten Weltkrieg waren für den jungen schaffensfreudigen C. Thiemann ausgesprochene Erfolgsjahre. Blätter von seiner Hand fehlten fast auf keiner der größeren Kunstausstellungen und der Kunsthandel war an ihnen stark interessiert. Sie fanden weiteste Verbreitung, weil Carl Thiemanns Schnitte mit zum Eigenartigsten und Bestrickendsten gehörten, was es auf diesem Gebiete gab. Ihr Hauptmerkmal war der feine Farbensinn und das Faktum, daß er nicht durch Experimente einen „abgekürzten Weg zur Schönheit" suchte, sondern seine Technik stets den besonderen Stilgesetzen des Schneidens unterwarf.
Während Walther Klemm mit den Jahren andere Wege einschlug und manchmal auch einem Experiment nicht verschlossen blieb, wenn er, dem „Zuge der Zeit" folgend, seine Techniken wählte, ging Carl Thiemann zielbewußt seinen Weg und erreichte Höhepunkte der feinsten Farbharmonie, weiche Linienführung, der er wohlüberlegte farbige Akzente aufsetzte. Vortrag, Linienbehandlung und Farbzusammenklang sind außerordentliche Aktiva in der Wertung seiner Graphik.

Der erste Weltkrieg bedeutete im Leben und Schaffen des Künstlers eine schmerzliche Cäsur; die Nachkriegszeit sah Mitteleuropa arm und, was Deutschland anbelangte, verfemt. Aber dennoch konnte er sich durchsetzen und wieder kam, als sich größere Erfolge abzeichneten, ein Krieg. Diesmal wurde der Großteil seines Werkes vernichtet und es dürfte nicht leicht sein, festzustellen, wo etwas und was von seinen Arbeiten erhalten blieb.

Carl Thiemann hat als Maler, Zeichner und Graphiker seinen sicheren Kunstort, vor allem durch sein Holzschnittwerk, das einige hundert Blätter, schwarzweiße und farbige, umfaßt; Landschaften, Städtebilder, Tier- und Blumenstücke.

Man darf abschließend sagen: Carl Thiemann ist als Holzschneider ein Künstler von europäischem Rang, der für den deutschen Farbholzschnitt bahnbrechend wirkte.

XAVER SCHAFFER

Gertrude von Schwarzenfeld

RUDOLF II.

Der saturnische Kaiser (Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1961, 294 S., 55 Abbildungen, Ln. gbd., 24.— DM)

Um die Gestalt des Kaisers Rudolfs II., der in Prag residierte, weht noch immer geheimnisvolle Luft. Die Biographie, die Gertrude von Schwarzenfeld vorlegt, macht deutlich, daß die Person des Herrschers, der Prag zur Schatzkammer Europas machte, nicht so einfach gesehen werden kann, wie es manche Darstellungen dartun, die ihn als einen mehr und mehr der Geisteskrankheit Verfallenden zeichnen. Sicherlich deutet manches auf Abnormität hin. Aber das Bild, das uns G. v. Sch. zeichnet, läßt doch an der Richtigkeit solcher vereinfachender Betrachtung zweifeln. Obwohl das Gerücht von seiner Geisteskrankheit in der Verwandschaft umging, erweist sich Rudolf II. bei Audienzen als ein kluger, manchmal weitblickender, zumindest normal Denkender. Sicher spielt die Armut an Liebe, der er von früher Jugend an ausgesetzt war, eine entscheidende Rolle. Hier hat die moderne Psychologie manche Zugänge zu Wesensäußerungen und Verhaltensweisen der Menschen eröffnet. Es mag sein, daß trotzdem die Gestalt Rudolfs manchem fremd bleiben wird. G. v. Sch. erfaßt das Vorder- und Hintergründige, das manchmal ins Abgründige reicht, sie kennt die Prager Atmosphäre aus eigener Anschauung, aus der manches leichter zu entschlüsseln ist. Das Leben Rudolf's wird chronologisch geschildert, wobei aber die Schwerpunkte seiner Lebensinteressen in eigenen Kapiteln zusammengefaßt sind: Sammlerleidenschaft, Malerei, Astronomie und Astrologie, Magie, Alchemie u. a. Rudolf hat nicht geheiratet, seine jahrelange Verlobung hat er nicht eingelöst, aber die kaiserlichen Frauenzimmer spielten eine Rolle und seine Neigung zu Nuditäten ist aus seinen Sammlungen erwiesen. Die Beziehungen zum Judentum sind ebenso interessant wie die zu Tycho de Brahe, Kepler, zu den Alchemisten u. a. Gegen Jesuiten und Papsttum verhielt er sich sehr reserviert, er war ausgesprochen tolerant und die Vertreter der Gegenreformation mußten ihm in zähem Ringen Stück für Stück entwinden. Erstaunlich Haltung und Gesinnung, als Rudolf die Macht in die Hände seines Bruders abgeben mußte, Ausdruck wahrhafter kaiserlicher Art. Man kann die Verfasserin, deren Buch über Karl V. voranging, beglückwünschen zu dieser Arbeit, die fesselt, erhellt, bereichert und erfreut.

DR. VIKTOR ASCHENBRENNER

Extracts from some Articles of the Present Issue

Karl Anton Prinz Rohan: HOMELAND EUROPE

In 1917, when Austria-Hungary was about to dissolve, Rudolf Lodgman, then a young member of the Reichsrat from German Bohemia, in a memorandum addressed to Emperor Charles, called Austria "a Europe in miniature", a "pattern of European

union". And two years before, Max Scheler, philosopher in Cologne, had written: "European patriotism is only now being born out of the blood and iron of this war . . . A unit of love is Europe's cultural essence, Britain included . . . and the core of this unit is a certain structure of the mind . . . It is just this European mind which they keep trying to "derive", from race, climate, environment, which is the underivable core of the European idea . . .", and he calls cosmopolitanism a characteristic of the German mind.

During the millenium of the Reich founded by Charlemagne, Europe was coined by Christianity, and later on by Humanism and the Enlightenment, the ways of living and thinking being very similar in all its parts. Only when that old unity broke up and was replaced by modern nations, did differences and contrasts arise, on the hand making for greater diversity, on the other bringing on the danger of dissolution. Even today, however, Americans, Africans and Asiatics conceive of us simply as Europeans.

The author thinks the medieval concept of complexio oppositorum the right pattern of European unity — Europe should be the unit arising out of the fertile tensions of its diversity. We are real Europeans if we remain firmly rooted in our own national essence, at the same time accepting the differing traits of our European brother nations as complements. Unterstanding, mutual knowledge and respect will help us to discover our homeland Europe. The author finishes up quoting what Hugo von Hofmannsthal said in his "Europäische Revue" in 1925 — that the very concept of Europe has become questionable, and that on its restoration our spiritual existence depends. Such a concept cannot be found by a process of abstraction omitting national peculiarities, or by adding something to them; it is contained in the highest manifestations of each nation.

Eduard Frank: IN COMMEMORATION OF JOSEF VIKTOR WIDMANN WHO DIED 50 YEARS AGO (Synopsis)

On November 6, 1911, Widmann died; on February 20, 1842, he had been born at Nennowitz in Moravia and had, with his parents, gone to Switzerland in his early childhood. At his grammarschool in Basel he was fortunate enough to have teachers such as Burckhard and Wackernagel. He turned to Protestant divinity and became a curate at Frauenfeld, later headmaster of a girls'school in Bern. He was almost forty, when he left this sphere of activity and took charge of the feuilleton of the "Bund", an important newspaper in Bern, which was to be his mouthpiece from 1880 to his death.

When Widman understook to edit the feuilleton of the "Bund", it was a one-man affair: Singlehanded he reviewed theatrical and musical performances and was the literary and art critic. Disguised under five or more pseudonyms he wrote "Letters", "Dialogues", "Frame-and-Link Stories" etc; only his literary reviews were signed with his famous "JVW". He freely expressed his opinions on all kinds of problems in ethics, politics, fashion etc, always seeing life as a whole. Only Josef Hofmiller was an all-round-man of comparable scope. On an average he wrote 300 to 500 book reviews a year, and he did so through decades! He discovered the painter Ferdinand Hodler and was in personal relation with Brahms and Hermann Goetz. He fought against the fussiness of intellectual highbrows about the classic poets, and on the other hand made war upon naturalists, because he missed the cathartic element in their tragedies. However, he appreciated Ibsen and was impressed by Gerhart Hauptmann.

His principal concern was popular pedagogics — each line he wrote was meant to educate his fellow-men. He hated the arrogance of the so-called educated classes. Veracity was his

highest value, but his openmindedness allowed him to praise such antithetical characters as Wedekind and Spitteler, or Zahn and Wildenbruch with equal honesty.

Widmann was characterised by his Austrian mentality through all his life. Although he felt tied up "with every fibre" of his political convictions with Switzerland, in his temper and his poetry he remained a German Austrian, he said in a letter. It was his personal achievement to combine the sense of justice and staid respectability of the Swiss with his Austrian inheritance of elegant versatility and serene irony. The result was a new type of "serious feuilleton" that aimed at affording its readers personal aid in vital questions.

And finally he was a poet who in his time was often paired off with his friend Spitteler (whom he had discovered) and appreciated by Gottfried Keller. From his boyhood the problem of the animal in the scheme of creation had concerned him: At the age of 21 he planned a novel dealing with the redemption of animals; three decades later he wrote his "May-Bug Comedy", and a few years before his death, "The Saint and the Animals": One pillar of his poetry was the love of all living things. And his pedagogical urge can be understood as part of that love.

Franz Künzel: SUDETEN GERMAN AGRICULTURAL COOPERATIVE SOCIETIES

(Synopsis of a lecture given at a meeting dealing with "Expelled Farmers and cooperative Self-help", organised by the "Witiko-Bund" and the "Sudeten German Circle for Farmers' Schools" in the autumn of 1961)

Agricultural co-ops developed in Bohemia, Moravia, and Silesia under the same conditions and almost at the same time as in Germany, they were a reaction against capitalists exploiting the farmer's growing need of credit; in our homelands such social and economic questions were closely connected with problems of the national tensions of that time — as a substitute for the lacking political autonomy, Germans and Czechs alike tried to build up a kind of class autonomy in the economic field. The first farmer's co-ops in the Sudetenland were founded in the eighties, after Schulze-Delitzsch's and Raiffeisen's ideas had made headway in Germany. There are, however, forerunners: already in 1835 an estate-official of Count Schwarzenberg, by name of Schwippel, had pleaded for cooperative societies, and in 1861 the Czech physician Dr. Kampelik had asked for cooperative credit institutions. From the beginning German, Czech, and Hungarian founders of such societies were in contact with the leaders of the movement in Germany.

In 1886 the first Sudeten German "Raiffeisenkasse" was founded at Klein-Petersdorf in the Kuhländchen, in the same year loan societies came into existence in Austrian Silesia (Jungferndorf and Dörfl) and in Bohemia (Brunnersdorf and Michelsdorf). The distilling cooperative society at Haugsdorf, going back to 1873, is supposed to be the oldest foundation of this kind in Austria-Hungary. The years between 1890 and 1910 saw a great wave of such co-ops in our lands. Already in 1894 the first meeting of German-Bohemian cooperative societies was held in Prague. In Moravia, Dr. Anton Zoebl, teacher at the Higher Agricultural Institute at Neu-Titschein, founded the first association of cooperative societies in 1893, in the next year August Kaiser did the same for Silesia, he was an agricultural teacher, too, and later Vice-President of the Austrian Parliament.

The associations made for greater uniformity and functioned as clearing-houses for money and goods. The Austrian Law of 1873 on co-ops largely coincided with the German law of 1889, though it gave greater autonomy to the single co-op, according to the liberalism of contemporary Austria.

During the First Great War the cooperative societies had to take over important tasks of wartime economy, and a good deal of the deposits in the Raiffeisen banks were invested in war loans, e. g. according to L. Nagel, 23% of the deposits in the German-Bohemian savings and loan banks.

After the Sudetenland had been forced into newly founded Czechoslovakia the co-ops were faced with a very difficult situation. Their successful making up for the losses caused by the devaluation of the war loans, the Czechoslovak currency reform and other measures taken

by the new state is an achievement hardly to be overrated; they could improve their organisation and cope with new problems in the thirties. The self-help of the Silesian co-ops will hardly be paralleled in the German area: the losses they made up for amounted to 60% in 1924. During the expansion between 1918 and 1938 the cooperative idea took different forms in the different regions, according to geography, industrialisation, party politics, and the leaders of the movement; how great those differences were is shown by the fact that in the German parts of Bohemia 19,7%, in those of Moravia 30% of the population lived in "predominantly agricultural court districts"; the ratio in the "mixed districts" was 19,2% and 51%, that of the predominantly industrialised" ones was 61,1% and 18,7%. We beg to refer the reader to Künzel's table showing the distribution of the various types of co-ops in the German text and quote only the final figure of the cooperative societies existing in 1938: they totalled 2072! After the incorporation of the Sudetenland in the Reich the co-ops of these parts were united in one association which had its seat at Reichenberg.

The basis of the Sudeten German cooperative organisation was in the cooperative credit institutions. The 912 institutions had a balance sum of 185,739 million RM in 1938 and were above the average balance sum of the corresponding Raiffeisen banks in the "Altreich"; 50,7% of the Sudeten German institutions had balance sums between 100.000 and 350.000 RM. In 1938/39 the cooperative societies of the "Altreich" handled 35% of all grain harvested, in the Sudetenland the corresponding figure was 80—90% before 1938. But only 11% of those 912 institutions carried on the business in goods (manure, feed-stuff, seeds, machines etc.)

For the small and medium-sized farms of the Sudetenland co-ops for dairy-farming, collecting milk, cattle-breeding, pasturing etc. were of special importance (73,1% of all farms were between 5 and 100 hectares). In 1938, 81% of all milk was handled by the 80 dairies organised by the "Raiffeisenverband", in 1940 there were already 93 such dairies. The numerous other co-ops dealing with fattened beasts, cattle breeding, the utilisation of flax, fruit, vegetables, electricity, beetroot etc were in full swing.

The associations of the German co-ops were in close contact with the vocational organisations of the German farmers. Already in 1920 they had combined in the "Federation of German Agricultural Cooperative Societies". They also belanged to "Centrokooperativ", the association of agricultural co-ops in the Czechoslovak Republic. There was a good deal of constructive cooperation with the Czech and Slovak cooperative centres, although the Czechs and Slovaks used the economic power concentrated in those cooperative associations for the promotion of their national interests. On the German side the "protective societies", the "Bund der Deutschen" and the "Kulturverband" cooperated with the German cooperative loan institutions trying to keep German soil in German hands.

The work in the cooperative societies of the Sudetenland was done by a broad stratum of unpaid collaborators, and more and more young farmers trained in our agricultural schools were taking the lead. They had learned to face the problem of how the farmer's world was to be integrated into a society turning more and more industrialised. In the idea of the cooperative society they saw a solution of the antogonism between economic individualism and collectivism and an essential structural element of a democratic society resting on autonomous areas of administration.

Heinrich Schubert: DIETZENSCHMIDT *(Synopsis)*

In a time certainly not rich in dramatists it is hard to understand why Dietzenschmidt, one of the best playwrights of the Sudetenland, should be forgotten. Anton Franz Schmidt was born at Teplitz-Schönau in 1893. His father had come from Ebersdorf, a mountain village in the Erzgebirge founded in the 12th century by 5 families, immigrants from Suabia; through generations the village artisan Schmidt married farmer Dietze's daughter, and when the young poet chose the pen-name Dietzenschmidt (without a Christian name), he wished to show his allegiance to is forefathers in the Erzgebirge.

Of his early dramas ("Jeruschalayims Königin", written before 1913, published in 1918; "Die Vertreibung der Hagar", 1916) Josef Nadler writes: "The three great components of Dietzenschmidt's dramatic art can be seen already here: religious striving after God (and

what is intended by him), the unhesitating analysis and representation of erotic conflicts, and the merciful compassion for the poor, misguided, stricken ..." Unreserved realism and deep compassion is shown also in his play "Kleine Sklavin", written against the white slave trade. Having gone to Berlin University in 1913, he returned during the First Great War to Brüx. His great conversion to active Christianity under the influence of Dr. Sonnenschein makes itself felt in a collection of short stories ("König Tod") and in a number of dramatised legends ("Christofer", 1919, for which he got the Kleist Prize; "St. Jakobsfahrt", 1920, which was later made into an opera by Fidelio Finke; "Die Nächte des Bruders Vitalis", 1921; "Regiswindis", 1923). The popular comedy "Vom lieben Augustin" was set to music by Ernst Křenek (1925), it anticipates the fate of today's refugees and political prisoners. The drama "Pursuit" ("A nightmare in seven stages") is like a premonition of Sartre's art, the "Hinterhauslegende" (1928) shows God's grace at work in a modern city, and "Der Verräter Gottes" boldly interprets Judas as God's helpmate in the work of redemption.

Cooperating in the "Bühnenbund" he wrote a number of strong amateur miracle plays, e. g. "Mariens siebente Herrlichkeit" dealing with Mary's Assumption. From 1926 onward he worked with the Sudeten German Catholic Youth every summer, writing for young amateur players such plays as "Der Narr Tuvielgut" (1927) or "Der dumme Teufel Poltrioh" (1929). In 1933 his name was placed on the list of authors undesired in the Third Reich, he had to leave Berlin and also his native Sudetenland and retire to a forsaken village in the Black Forest. Disease and poverty followed. In January he was buried at Esslingen.

HINWEISE

Aus technischen Gründen konnte das für Heft 3 vorgesehene Farbbild von Johann Kupetzky „Prinz Eugen" erst in dieser Folge abgedruckt werden.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Adam Kraft, Augsburg, bei. Wir bitten unsere Leser, dem Verlagswerk dieses sudetendeutschen Verlegers Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Mit vorliegendem Heft wird der dritte Jahrgang dieser Zeitschrift abgeschlossen.

Die Zeitschrift, ein Dokument unserer Volksgruppe, bedarf des gleichen Idealismus, von dem unsere Arbeit in der Heimat getragen war, zu der wir uns durch sie und in ihr bekennen.

Wir wollen bemüht sein, im neuen Jahrgang unserer Aufgabe gerecht zu werden und hoffen, daß uns nicht nur unsere Leser und Mitarbeiter die Treue halten, sondern daß wir auch neue Freunde gewinnen!

Zu den Autoren dieses Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan, Salzburg, Morzgerstraße 104

Dr. Josef Mühlberger, Eislingen a. d. Fils, Zellerstraße 25

Dr. Eduard Frank, Wittringen über Rheine in Westfalen, Meiering 1

Rudolf Quoika, Prof. i. R., Freising, Am Vogelherd 19

Dipl. Ing. Franz Künzel, Kassel, Goethestraße 84

Dr. Walter Brand, Waldkraiburg am Inn, Iglauerstraße 12

Dr. Rudolf Mainzer, Studienrat, Weilburg a. d. Lahn, von Dungernstraße 10

Dr. Josef Schneider, Studienrat, Freising/Obb. Rabenweg 13

Dr. Fritz Indra, Studienrat und Lektor an der Justus-Liebig-Universität in Gießen/L., Gießen, Beethovenstraße 13

Heinrich Schubert, Ulm/Donau, Trollingerweg 26/3

Xaver Schaffer, Rektor, München 13, Schellingstraße 135

Dr. Hans Klein, Oberstudiendirektor i. R., Mühldorf am Inn, Altöttingerstraße 8

Dr. Ernst Schremmer, Eßlingen a. N., Auchtweg 26

Rudolf Storch, 38, Wyburn Avenue, Barnet, Herts, England

Gedichte:

Josef Moder, Kleinostheim Nr. 196, bei Aschaffenburg

Dr. Emil Merker, Ebratshofen, Post Harbatshofen, Kreis Lindau/Bodensee